

Arno Pagel

**Sehet
in das Feld**



**TELOS
Bücher**



Sehet in das Feld

Berichte aus der Arbeit
evangelikaler Missionen

Band II

Herausgegeben von
Arno Pagel

Gnadauer Brasilien-Mission e.V.
D 7306 Denkendorf

Dieses Buch ist eine Veröffentlichung der
TELOS-Verlagsgruppe.
TELOS-Taschenbücher und TELOS-Paperback-Ausgaben
sind „zielbewußt“, wegweisend und biblisch orientiert.
TELOS-Bücher können Sie unbedenklich weitergeben, sie
wurden verantwortlich ausgewählt.

ISBN 3 920 345 41 X

1. Auflage

Alle Rechte vorbehalten

© 1973 by Verlag der

Francke-Buchhandlung GmbH, 355 Marburg/Lahn

Umschlagentwurf: Friedrich Haarhaus

Herstellung:

St.-Johannis-Druckerei C. Schweickhardt,

Lahr-Dinglingen

13066/1973

VORWORT	7
GIBT ES „SANGUMAMÄNNER“? Kleine Erlebnisse in Neuguinea	9
VON WO SOLL DIE HILFE KOMMEN? Zwei Familienschicksale aus der Südsee	14
JESUS ODER DIE FAMILIE Japanische Christen in der Entscheidungssituation	19
BEKENNEN UND WIEDERGUTMACHEN Geistesfrüchte im philippinischen Dschungel	25
SIEGE JESU AUF SAWU Erfahrungen eines indonesischen Bibelschülers	31
„ICH HABE NEUES LEBEN GEFUNDEN“ Erweckung in Nordthailand	36
LEPRA ALS SOZIALES UND MEDIZINISCHES PROBLEM Pionierdienst christlicher Liebe in Nepal	42
OFFENE TÜREN WIE NIE ZUVOR Der Dienst der Karmelmission im Nahen Osten	49
„ER IST DAS LICHT DER BLINDEN“ Besuch in einer äthiopischen Blindenschule	54
„ER FÜHRET MICH AUF RECHTER STRASSE“ Letzte Zeugnisse einer Frühvollendeten	59
GEWINNEN UND WEITERFÜHREN Pionierarbeit im Süden Tansanias	64
EINE TRÄNENSAAT, DIE FRUCHT BRACHTE Das Evangelium unter den Pokomo in Kenia	69

IN KIGEZI EINST UND JETZT Jugendarbeit im Herzen Afrikas	75
DER DOPPELTE SCHLÜSSEL Im Ringen um die Seele der Kaingang-Indianer	81
SIE FANDEN WIRKLICH HEIMAT Unter Auslandsdeutschen in Brasilien	86
„BALD WIRD DER GANZE ORT BEKEHRT SEIN!“ Wachsende Gemeinden in Bolivien	92
DIE GUTE NACHRICHT IM RUNDFUNK Evangelikale Radiomission in aller Welt	97
DAS EVANGELIUM IN DER AKADEMISCHEN WELT Studentenmission in Deutschland	105
AUS SEINER FÜLLE . . . Erfahrungen in der Heimatarbeit	111
EVANGELIKALE MISSIONEN	117
ANHANG	121

VORWORT

Das vor zwei Jahren erschienene Taschenbuch „Kein Weg ist zu weit“ mit Berichten aus der Arbeit evangelikaler Missionen hat eine erfreuliche Aufnahme gefunden. Jetzt liegt die Fortsetzung vor mit dem Band „Sehet in das Feld“.

„Siehe, ich sage euch: Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld; denn es ist schon weiß zur Ernte“ (Joh. 4, 35). Aus diesem Wort Jesu ist der Titel des Buches entnommen. Damals gingen die Augen Jesu über das Land der Samariter hin, und er sah die Getreidefelder zur Ernte heranreifen. Aber nicht nur in dieses Feld wandte sich sein Blick. Er schaute auch die Herzen der Menschen mit all der Schuld, Angst und Sorge als einen geistlichen Bereich, in dem Gott eine Ernte für sein ewiges Reich einbringen lassen würde.

Das Bild der Welt heute ist vordergründig verworrener und hoffnungsloser als je zuvor. Lassen all die politischen, sozialen, rassischen und wirtschaftlichen Spannungen, die Gefährdungen durch Überbevölkerung, Umweltverschmutzung und sittliche Enthemmung der Menschheit überhaupt noch für lange Zeit Überlebenschancen? Doch über diese Welt geht heute — wie damals — der erbarmende und hoffende Blick unseres Herrn hin. Und er ruft uns mutmachend zu: „Sehet in das Feld; denn es ist weiß zur Ernte.“ Der Glaubensblick sieht tiefer, als das alle Optimisten oder Pessimisten vermögen. Er sieht den lebendigen Gott am Werk. Er sieht Jesus seine Gemeinde sammeln. Er freut sich überall der Schnitter, der Boten und Zeugen des Evangeliums, die die Ernte des Reiches Gottes bergen. Solche Frucht — das sind Menschen, die durch den Glauben an Jesus in Gottes Gemeinschaft kommen, Vergebung der Schuld empfangen, ihrem Herrn in der Welt dienen, ins ewige Leben eingehen. Ja, es ist Gnadenzeit, es ist Erntetag!

Von Gottes Erntefeld bringen die Berichte unseres Buches Kunde. Sie führen uns in alle Teile der Welt, in viele Länder. Sie erzählen uns von neuen Anfängen und überraschenden offenen Türen in der Mission heute. Sie bringen uns Christen nahe, über die Not und Verfolgung kommt und die sich im Glauben bewähren. Sie schildern das Aussäen schlichter Liebestaten im Geist Jesu unter Aussätzigen und Blinden. Und noch manches andere findet sich auf den Seiten des Büchleins.

„Sehet in das Feld.“ Das macht Mut: es geschieht viel im Reich Gottes. Das schärft die Verantwortung: der Herr sucht unsere Mitarbeit in Fürbitte, Opfer und Zeugnis. Das weckt und stärkt die Hoffnung: die Ernte wird vollendet werden, und dann kommt Jesus wieder.

Vor diesem großen Ereignis kommt eine kurze Nacht des Antichristentums, da niemand wirken kann. Jetzt ist das Feld weiß zur Ernte. Trotz aller satanischen Gegenwirkungen. Trotz mancher Trübsale und Verfolgungen. Trotz Türen, die sich in manchen Ländern für das Evangelium schließen. Wer am Schnitterdienst teilhat, auf den wartet zeitliche und ewige Erntefreude.

5226 Reichshof 11
Kalbental

Arno Pagel

GIBT ES „SANGUMAMÄNNER“?

Kleine Erlebnisse in Neuguinea

Geheimnisvolle rote Spuren

Gleich nach der Ankunft in Neuguinea auf dem ersten Fußmarsch wurde es mir etwas unheimlich zumute. Ich sah viele rote Spuren auf dem Weg. Es sah aus wie Blut. Ich fragte meine Begleiterin: „Sag mal, was sind das für rote Flecken auf der Erde?“ Da erzählte sie mir von den Leuten, die die Betelnuß kauen, diese mit weißem Kalkpulver vermischen und den Brei recht lange im Munde behalten, bis sie ihn schließlich ausspeien. Davon rührten also die roten, tropfenartigen Spuren auf dem Boden her.

Das lange Kauen dieses Gemisches hat eine berauschende Wirkung. Die Leiter unserer Kirche haben darum beschlossen, daß jemand, der mit Ernst Jesus nachfolgen und sich taufen lassen will, das Betelnußkauen aufgeben muß. Viele wissen aus eigener früherer Erfahrung, in welche Gebundenheit die üble Gewohnheit verstrickt. Außerdem ist die Sache ungemein unappetitlich und unhygienisch.

Warum die Kinder zu spät zur Schule kamen

60 Schüler, alle mit schöner, schokoladefarbener Haut und sehr krausen, schwarzen Haaren waren mir anvertraut. An Regentagen blieben zunächst manche zu Hause. Die Eltern und solche Kinder, die nicht zur Schule gingen, sahen nämlich solche Zeiten als Feiertag an. Da schlief man gern neben dem Feuer, und die Frauen häkelten ihre Netze. Daß der Schulunterricht vom Regen unabhängig ist, mußten die Kinder erst langsam lernen.

Eines Morgens erschienen die Schüler aus dem kleinen Ort Sinahu sehr spät. Sie mußten eine Stunde Fußweg zurücklegen. Führte der Fluß, den sie zu überqueren hatten, wieder viel Wasser? Oder hatten sie Fische gefangen und diese zum Frühstück schnell am Ufer gebraten? Ich fragte nach dem Grund der Verspätung. Die Buben gaben mir keine rechte Antwort. In der Pause erkundigte ich mich bei Diatakwa, einem netten Mädchen. Sie erzählte mir, die Kinder hätten einen „Sangumamann“ gesehen und Angst gehabt, an ihm vorüberzugehen. Ich ließ ihn mir beschreiben: Er saß auf einem Baum, hatte eine braune Haut und war ohne Kleider.

Nun, so begegneten einem manche ältere Männer in Neuguinea. Aber vielleicht handelte es sich hier wirklich um einen der Männer, von denen die Leute in unserer Gegend sagen, sie seien „Sangumamänner“ und sie könnten andere auf heimliche Weise krank machen oder gar töten.

Sollte ich zu Diatakwa sagen: „Was du da erzählst, das gibt es in Wirklichkeit ja gar nicht!?“ Sollte ich sie überlegen auslachen? Oh nein, damit wäre ihr nicht geholfen. Sie würde mich wohl anhören, aber dann denken oder auch sagen: „Das verstehst du nicht, weil du eine Weiße bist. Dir tut der Sangumamann ja auch nichts, aber uns.“ Wie gut, daß ich meinen Schulkindern sagen konnte: „Ich kenne einen, der stärker ist als jeder Sangumamann und als alle andern, vor denen ihr euch fürchtet. Das ist der Herr Jesus. Zu ihm dürft ihr beten, er ist euch nahe.“

Eine Katze als „Engel“

Ich war wieder einmal allein auf der Missionsstation. Unsere Schulkinder kehrten zu jener Zeit schon am Donnerstag um 13 Uhr in ihre Dörfer zurück. Dadurch hatten wir Zeit, über das Wochenende uns mehr der eigentlichen Missionsarbeit zu widmen.

Am Donnerstagabend findet in dem Dorf Apangai eine Bibelstunde statt. Dazu machte ich mich an jenem Tage auf den Weg. Es war schon ziemlich dunkel. Wie in allen tropischen Ländern bricht bei uns zwischen 18 und 19 Uhr die Nacht sehr schnell herein. Ich hatte an dem Abend etwas Angst, allein durch den Busch zu gehen mit meiner Lampe und meinem „Bilum“, das mein Neues Testament in Pidgin-English und mein Liederbuch barg. (Ein Bilum ist ein Netz, das bei den Frauen in Neuguinea vom Kopf auf den Rücken herunterhängt. Pidgin-English ist die verbindende Verkehrssprache, die man auf den Inseln der Südsee, wo es so viele Sprachen und Dialekte gibt, spricht. Es handelt sich dabei um eine verstümmelte Form des Englischen mit einer sehr einfachen Grammatik.)

Ich befahl mich dem Schutz Gottes an und marschierte los. Als ich gerade aus der Hecke heraustrat, die unser Grundstück abgrenzt, sprang unsere Katze herbei. Ich sagte: „Willst du heute mit mir gehen?“ Tatsächlich, sie schickte sich an, mich zu begleiten. Manchmal sprang sie vor mir, und manchmal trottete sie hinter mir drein, bis wir an einen neu angelegten Garten gelangten. An dieser Stelle hielt sie inne, und ich ging allein weiter. Das Verhalten des Tieres berührte mich sehr eigenartig. Irgendwie beruhigte es mich. Immer wenn ich sonst an diesem Garten vorüberging, hatte ich ein unheimliches Gefühl. Ich kannte den Besitzer. Er war ein Heide, der immer einen vom Betelnußkauen roten Mund hatte und dem ich ungern begegnete. In dieser Nacht brannte ein Feuer in seinem Garten. Ob er sich dort noch aufhielt? Ich schaute mich nicht weiter um, sondern ging von der Stelle, wo die Katze mich verlassen hatte, schnell weiter ins Dorf Apangai.

Zur Bibelstunde war eine erfreuliche Anzahl von Frauen und Männern, von Kindern und Jugendlichen erschienen. Ein Christ namens Moses übersetzte meine Ansprache. Die älteren Leute verstehen nämlich das Pidgin-English der Missionare

nicht so gut. Auf einmal schlug mein Dolmetscher mir kräftig auf den Oberarm. Keiner wurde dadurch gestört. Keiner lachte über das komische Bild. Moses hatte einen Moskito an meinem Arm entdeckt, und ich konnte ihm nur dankbar sein, daß er mich von dem kleinen Quälgeist befreite.

Wir sangen und beteten noch. Dann verabschiedete ich mich und ging den Weg, der 20 Minuten beanspruchte, zurück.

Nun war ich wieder bei dem Garten, wo mich vorher meine Katze verlassen hatte. Ob sie wohl noch in der Nähe war? Ich blieb stehen und leuchtete mit meinem Lämpchen in den Garten. Als ich einige Male rief, kam das treue Tier herbei und ging wieder mit mir heim. Ob die Katze ihr Junges, das seit einigen Tagen verschwunden war, dort irgendwo versteckt hatte? Oder ob jemand es gestohlen hatte und sie es nun suchte? Ich weiß es nicht. Jedenfalls ist sie nie vorher und nachher so weit mit mir gelaufen wie damals.

Ich dankte Gott an diesem Abend für die Katze. Sie kam mir vor wie ein „Engel“, den Gott mir geschickt hatte.

Noah und seine Kinder

Es gibt manche sehr grausam anmutende Sitten in Neuguinea. Sehr oft sieht man Erwachsene oder Kinder, denen ein Fingerglied oder eine Zehe fehlt. Woher kommt das? Wenn Eltern durch Krankheit und Tod Kinder verloren haben und nun wieder ein kleiner Erdenbürger krank zu werden droht, dann greift man oft zu außergewöhnlichen Mitteln. Man schlägt ein Fingerglied oder eine Zehe ab, damit das kranke Blut herausfließen kann und das Kind nicht sterben muß.

Solch ein verzweifeltcs Handeln ist bei Menschen verständlich, die nichts von der Führung durch den lebendigen Gott wissen und ihn nicht um Hilfe anrufen können. Daß es aber

in dieser vom Heidentum noch so stark geprägten Welt auch Menschen gibt, die dem vertrauen, der gesagt hat: „Ich bin der Herr, dein Arzt“ — das ist Grund zur Freude und ein Wunder vor unseren Augen.

Zu diesen Menschen gehört Noah. Einst hieß er Lengwenumu. Bei der Taufe erbat er den neuen Namen. Als er noch kein Christ war, hatte er bei Stammesfehden Menschen mit dem Speer getroffen und getötet. Von seiner Schwägerin erfuhr ich, daß er z. B. den Großvater eines meiner Schüler auf diese Weise umgebracht hatte. Dann kam das Evangelium auch in sein Dorf. Er merkte, daß Gottes Gnade Anspruch auf sein Leben erhob. Er hatte nach heidnischer Sitte zwei Frauen gehabt. Manche Männer haben noch mehr. Alle Kinder von diesen Frauen waren gestorben. Als ich Noah kennenlernte, war nur noch Liesbeth, seine erste Frau und treue Gefährtin, bei ihm. (Unsere Kirche hat kein Gesetz, daß ein Mann, der Christ wird, die Frauen, die er als Heide geheiratet hat, wegschicken muß. Nur Prediger oder Gemeindevorsteher kann er nicht werden; denn nach 1. Timotheus 3, 2 soll ein Bischof [Vorsteher] „e i n e s Weibes Mann“ sein.)

Die beiden zogen oft gemeinsam in die Dörfer hinaus, um die Frohe Botschaft von Jesus zu verkündigen. Von den Kindern, die Gott ihnen noch schenkte, starb keins mehr. Zwar sind sie öfter krank und müssen Medizin bekommen gegen Malaria, Durchfall und Bronchitis, drei häufige Kinderkrankheiten in Neuguinea. In Gebet und Vertrauen wendet sich Noah an seinen Herrn. Weit liegt die Zeit zurück, wo auch er meinte, man könne ein Kind nur retten, indem man ihm Zehen und Finger abhackt.

Hildegard Seeger
Liebenzeller Mission

VON WO SOLL DIE HILFE KOMMEN?

Zwei Familienschicksale aus der Südsee

Miaus fröhliche Kinderschar

Wir waren schon mehrere Jahre auf Oneop, einer kleinen Insel im Pazifik, als mir Miau auffiel: ein Mann in mittleren Jahren mit einer größeren Kinderschar. Er kam nie zu unseren kirchlichen Veranstaltungen, nur seine Frau sah ich ab und zu einmal im Gottesdienst. Ich erfuhr über sie, daß sie sieben Buben hatten, aber kein Mädchen besaßen. Das lag wie ein Fluch über der Familie. Denn nach alter Inselsitte heiratet der Mann in die Familie des Mädchens hinein. Er ist dann der Sklave der Großfamilie bis zu der Zeit, da er als alter, ehrwürdiger Familienvater einmal seine eigenen Schwiegersöhne herumkommandieren kann. Miau hatte nur Söhne. Eines Tages würden sie alle ausfliegen, und niemand würde im Alter für ihn sorgen.

Es war Nacht, als ich zum erstenmal Miaus Hütte betrat. Ich war zur Entbindung bei seiner Frau gerufen worden. Aber das kleine Kerlchen lebte nicht lange. Die Großmutter, sehr enttäuscht und verärgert darüber, daß es wieder ein Junge war, hatte so arg an der Nabelschnur gezogen, daß es dem Neugeborenen sein Leben kostete. Es verblutete.

Wieder kam es zu einer Geburt, und mir wurde bange, als Miau mir erzählte, es sei abermals ein Bub. Aber dieses Mal ging alles gut. Noch ehe die alte Großmutter eingreifen konnte, hatte er mich geholt, und ich war dankbar dafür. Als ich Mutter und Kind versorgt hatte, falteten wir gemeinsam die Hände. Ich dankte dafür, daß beide gesund waren, und befahl sie und die ganze Familie der Gnade Gottes an.

Der kleine Bub war wohl ein Jahr alt, als eine Durchfall-

epidemie über die Insel ging und auch ihn erfaßte. Von nun an kletterte ich häufig in Miaus Hütte, die, auf Pfählen errichtet, gleich neben dem Hauptweg der Insel lag. Ich sprach mit den Eltern über das Abkochen des Wassers, das Auskochen der Flasche und die allgemeine Hygiene, vor allem aber über die einzuhaltende Diät. Niemals haben mich die Frauen auf der Insel so ungläubig angesehen, als wenn ich mit ihnen über die Diät bei Durchfall sprach. Wenn ein Mensch nichts ißt, so muß er doch sterben, wie kann denn jemand nur mit Tee gesund werden? Das war die meist un-
ausgesprochene Frage, die ich in den Augen las. So gut wie möglich versuchte ich sie zu beantworten.

Wie andere kam auch Miao oft zu mir auf die Missionsstation, um neuen Kamillentee oder Zwieback, den ich gebacken hatte, zu holen. Es ging mit dem Büblein auf und ab, viele Wochen lang. Eines Abends kam der Vater ganz niedergeschlagen und schaute mir in die Augen: „Frau Seng, heute nacht wird mein Junge sterben.“ Nun wußte ich auch nicht mehr weiter. Der Mann tat mir leid. Er hatte all sein Vertrauen darauf gesetzt, daß wir ihm helfen könnten. Er hatte sein Kind auch dann nicht zum Arzt gebracht, als das Regierungsschiff da gewesen war. Damals hätte er eine Gelegenheit gehabt, es ins Krankenhaus zu bringen. Er hatte es nicht getan. Wieder falteten wir unsere Hände und beugten unsere Herzen vor dem, der alles Leben in Händen hält, und befahlen das Kind ihm und seiner Gnade an. Getröstet zog Miao heim.

Am nächsten Nachmittag begegnete mir ein veränderter Mann. Miaus Augen strahlten: Von Mitternacht bis jetzt hätte das Kindlein keinen Durchfall mehr gehabt. Es glich nur noch einem Skelett, aber von nun an nahm es zu und wurde bald ein kräftiges Bürschchen. Oh, wie dankbar war der Vater! Er hatte Gottes starke Hand erfahren. Von nun an fehlte er bei keinem Gottesdienst mehr. Wenn er es irgendwie möglich

machen konnte, besuchte er auch die Morgenandachten. Bald darauf schenkte der Herr den Eltern wieder ein Kindchen. Es war ein Mädchen! Es war ihnen, als ob Gott nun wirklich auf ihrer Seite stünde. Als wir mehrere Jahre später von Oneop fortzogen und uns von Miau verabschiedeten, da zeigte er in die fröhliche Kinderschar: „Dort ist der Bub, der im Sterben lag, und nun darf er leben!“ So etwas kann ein Insulaner nie mehr vergessen.

„Ich habe so wenig Zeit“

Lieper — so hieß die Frau — saß mit gebeugtem Kopf vor mir auf der Matte. Ihre Haare waren schon leicht ergraut, eine Seltenheit für eine Insulanerfrau in den mittleren Jahren. Morgen sollte das Abendmahl gefeiert werden, und sie war zur Aussprache gekommen. „Ja, und dann habe ich auch Medizin von einer Medizinfrau für meine Kinder machen lassen, als sie noch klein waren,“ sagte sie leichthin. Ich erschrak, nicht nur, weil sie eine meiner treuesten Kirchenhelferinnen war, nein, vor allem der oberflächliche Ton gefiel mir ganz und gar nicht. Ernst sprach ich mit Lieper, zeigte ihr die Gefahren ihres Tuns auf und warnte sie ernstlich, doch nie mehr auf diese Weise dem Teufel die Hand zu reichen.

Von ihrem Mann, einem treuen Kirchenältesten, hatte sie vier Kinder. Jetzt waren sie schon alle groß, der Jüngste war neun Jahre alt. Von Herzen wünschte und erbat sie vom Herrn noch ein Kindchen. Endlich wurde ihre Bitte erfüllt. Als es gar ein Mädchen war, das das Licht der Welt erblickte, war sie übergücklich. Ich war noch nicht fertig mit dem Abnabeln des Kindes, da sagte Lieper zu mir: „Suche Du einen Namen für mein Töchterchen aus. Er soll ausdrücken, wie froh und dankbar ich für dieses Gottesgeschenk bin.“ So er-

hielt das Mädchen den Namen Grace (englisch = Dank, Gnade).

Grace war ein goldiges Mädchen. Selten habe ich ein solch hübsches braunes Kind gesehen. Ich freute mich jedes Mal, wenn ich es sah. Doch ach, ich sah es so selten! Liepers Platz in der Kirche blieb meist leer. Die anderen Frauen brachten ihre Babys mit zum Gottesdienst und stillten sie auch dort. Das ist allgemeine Sitte. Ich fragte Lieper, warum sie kaum noch unter Gottes Wort käme. Die Antwort lautete: „Ich habe jetzt so wenig Zeit dazu.“ Meine Ermahnungen halfen nichts, und schweren Herzens ging ich heim.

Eine Frau mit weißem Haar

Grace wagte gerade, zur Wonne der Eltern, ihre ersten Schritte allein, da wurde auch sie von der Durchfallepidemie erfaßt. Wochenlang bangten auch in diesem Hause die Eltern um das Leben ihres Lieblings und holten sich von mir Arznei und Kamillentee. Als das Regierungsschiff mit dem Arzt eintraf, beschlossen sie kurzerhand, daß Lieper das todkranke Kind ins Krankenhaus nach Truk bringen sollte.

Lieper durfte dort bei ihrem Töchterchen bleiben und es versorgen, während die Ärzte und Schwestern für das bis auf die Knochen abgemagerte Kind taten, was nur möglich war. Da trat der Versucher in Gestalt einer Frau an die Mutter heran: „Ich kann dir genau sagen, warum dein Kind so schrecklich schreit“, sagte sie. Die übernächtigte Mutter horchte auf. Die Frau flüsterte: „Es ist ein Geist in ihm, der ausgetrieben werden muß. Ich weiß eine Medizin, die kann deinem Kind helfen. Willst du sie haben?“ Lieper überlegte nicht lange. Nur ein Gedanke beherrschte sie: Mein Kind darf nicht sterben! Und sie legte es anstatt in die Hände des lebendigen Gottes in die Hände der heidnischen Medizinfrau und gebrauchte deren Mittel.

Am übernächsten Tag hielt eine verzweifelte Mutter ihr totes Kind in den Armen. Lieper konnte ihren Schmerz nicht zurückhalten, laut weinte und schrie sie um ihren Liebling. Aber unüberhörbar klagte in ihrem Herzen die Stimme des Gewissens an: „Du bist schuld, daß das Kind gestorben ist! Du bist schuld!“

Sie hatte nicht den Mut, nach Hause zurückzukehren. Nicht so! Wie sollte sie vor ihren Mann hintreten? Ein Schiff nach dem andern fuhr nach Oneop — ohne sie. Endlich, ein halbes Jahr nach dem Tode des Kindes brachte der Mann seine Frau heim. Sie war gebückt und vergrämt, und das Haar völlig weiß. Die frohe Zuversicht, die sie vorher so liebenswert gemacht hatte, war aus ihrem Wesen gewichen. Gemeinsam legten wir die ganze Schuld unter das Kreuz Jesu hin, der ja für alle unsere Sünden gestorben ist. Mit viel Liebe und Verständnis versuchte Liepers Mann, ihr über den Schmerz hinwegzuhelfen. Langsam, sehr langsam, heilte die Zeit die Wunden. Aber so fröhlich und unbeschwert wie einst wird Lieper niemals wieder sein.

Anne-Dore Seng
Liebenzeller Mission

JESUS ODER DIE FAMILIE

Japanische Christen in der Entscheidungssituation

In manchen unserer Gesangbücher befinden sich zwei Lieder, deren Anfänge durch ihre scheinbar gegensätzliche Aussage aufmerken lassen. Das eine beginnt: „Es kostet viel, ein Christ zu sein . . .“, und das andere: „Es ist nicht schwer, ein Christ zu sein . . .“ Immer wieder werden Nachfolger Jesu in ihrem Alltag mit Christus zwischen diesen beiden Polen leben: Auf der einen Seite die ganz große Freude, die sie in Jesus Christus finden, und auf der anderen Seite der Anspruch Jesu auf alle Bereiche unseres Lebens, der manchmal einen hohen Preis fordert. Besonders schockierend müssen wir das oft in Japan erleben.

Religionsfreiheit — Theorie und Praxis

Jeder Japaner weiß, daß in seinem modernen Land absolute Religionsfreiheit herrscht. So steht es jedenfalls auf dem Papier. Darf es dann aber vorkommen, daß eine christliche Gemeinde, weil sie sich weigert, die Front ihrer Kirche zum buddhistischen Tempelfest zu schmücken, 50 DM an die Nachbarschaft zahlen muß? Darf es vorkommen, daß junge Frauen von ihren Schwiegereltern gezwungen werden, vor dem Ahnenschrein des Hauses anzubeten und zu opfern?

Gesetz und wirkliches Leben klaffen weit auseinander, besonders in den ländlichen Gebieten und kleineren Städten. Vielfach geht es dabei nicht um den Inhalt des christlichen Glaubens, der angegriffen wird, aber man kann sich damit nicht abfinden, daß eine Familientradition durchbrochen

wird, daß einer „aus der Reihe tanzt“, daß er in der Umgebung, Sippe oder Nachbarschaft, deren Wort so viel Gewicht hat, auffällt.

Watanabe-Sans Kampf und Sieg

Das Telefon klingelt. Nichts Gutes ahnend, nimmt der Missionar den Hörer ab. Es hat in den letzten Tagen manche Aufregung gegeben, und bei jedem Anruf zuckt man unwillkürlich zusammen. Es ist die Polizei. Das Gespräch verläuft allerdings sehr positiv und beruhigend.

Es handelt sich um Watanabe-San (Fräulein Watanabe). Sie ist 25 Jahre alt und besucht seit etwa einem Jahr regelmäßig die Versammlung der kleinen christlichen Gemeinde in der Stadt. Sie bekennt, daß ihr Leben Jesus Christus gehört, und sie möchte sich taufen lassen. Aber da ist ein schwieriger Punkt. Sie arbeitet im Kleinbetrieb ihrer Eltern, der nur von den Familiengliedern bestritten wird. Wenn keine dringenden Arbeiten vorliegen, hat der Vater nichts dagegen, daß sie sonntags zur christlichen Gemeinde geht. Aber an keinem Abend in der Woche oder auch an Wochenenden ist es ihr möglich, an dem Leben in der Gemeinde teilzunehmen.

Dann geschieht etwas Entscheidendes: Die Eltern bemühen sich um einen jungen Mann für ihre Tochter. (In Japan ist es in den meisten Fällen noch üblich, daß die Ehen vermittelt werden.) Sie sind in großer Sorge um sie; denn schon einige Male ist solch ein Versuch der Heiratsvermittlung erfolglos geblieben. Fräulein Watanabe möchte natürlich gern einen Christen heiraten, aber unter dem Druck der Eltern gibt sie schließlich nach und stellt nur *eine* Bedingung: Sie möchte die Garantie haben, daß sie nach ihrer Hochzeit die Versammlungen der Gemeinde besuchen darf. Das ist zuviel für den Vater. Empört verbietet er jegliche Verbindung mit der Ge-

meinde und verhängt über die 25jährige Hausarrest. Fräulein Watanabe ist verzweifelt. Wenn sie mit dem Auto Waren ausfährt, stiehlt sie sich heimlich für ein paar Minuten ins Gemeindehaus, wo sie mit gläubigen Geschwistern sprechen und beten kann.

Der Missionar begibt sich mit seiner Frau in „die Höhle des Löwen“. Sie besuchen den Vater, um mit ihm zu reden. Aber was sie dort zu hören bekommen, ist typisch für die Einstellung der ganzen Geschäftsstadt, in der sie leben: Gegen Religion — auch das Christentum — als Dekoration und für das Gefühl ist nichts einzuwenden. Aber in Entscheidungen des Lebens hat der Glaube nicht einzugreifen. Da ist er völlig überflüssig und schädlich. Unverrichteter Dinge gehen die Missionare nach Hause.

Die Lage spitzt sich immer mehr zu für Fräulein Watanabe, das Familienklima wird fast unerträglich. Schließlich stellt der Vater sie vor die Entscheidung: „Es gibt nur eins, entweder du gibst deinen Glauben auf, oder die Familie hat mit dir nichts mehr zu tun.“ Das letztere bedeutet Aufgabe ihres Berufes, ihrer sämtlichen Ersparnisse, die der Vater verwaltet, und ihrer Familie, praktisch also Aufgabe ihrer ganzen Existenz.

In der Gemeinde wird für Fräulein Watanabe gebetet, aber keiner beeinflußt auf irgendeine Weise ihre Entscheidung. Sie wagt den Schritt und verläßt mit einem kleinen Bündel der notwendigsten Sachen das Haus. Bei einer Christin findet sie Aufnahme, und in der Gemeinde macht man sich Gedanken über einen neuen Arbeitsplatz für sie.

Der Vater ist außer sich. Einige Male ruft er in der Gemeinde an. Er droht, er werde die Sache in die Zeitung bringen. Er setzt die Polizei in Bewegung, die nun ihrerseits bei der Gemeinde anruft. Aber die Polizei ist auf der Seite der Tochter, weil diese längst volljährig ist und weil ja Religionsfreiheit

besteht. Einige Tage Ruhe — noch einmal eine schwere und ungewisse Zeit für Fräulein Watanabe. Dann aber bricht der Bann. Unter Tränen bittet die Mutter — als Gesandte des Vaters — die Tochter zurück. Sie brauchen sie dringend im Betrieb. Und etwas hat sie erschüttert: Damit hatten sie nicht gerechnet, daß der Glaube ihrer Tochter so stark ist und ihr so viel bedeutet, daß sie sogar die Familie verläßt. Sie bekommt das Versprechen, daß sie fortan ihrem Glauben frei leben darf, und die „Genehmigung“, sich taufen zu lassen.

Fräulein Watanabe durfte die große Freude und den Sieg Jesu erfahren, den Gott denen schenkt, die ihn an die erste Stelle ihres Lebens setzen, auch wenn der Preis hoch ist.

Andere aber . . .

Nicht immer schenkt Gott so schnelle Lösungen. Es gibt Menschen, die eine lange Zeit „unter der Last“ bleiben müssen, wie die Japaner es ausdrücken. In unserer Gemeinde ist eine ältere Frau, die es mit Jesus wagte. Ihr Mann ist ein angesehener und reicher Kaufmann in der Stadt. Als sie sich taufen lassen will, gibt es einen Aufruhr in der Familie. Es ist ja nicht auszudenken, daß plötzlich ein Familienglied die Tradition durchbricht und Christ wird! Der Mann verbietet seiner Frau jeglichen Kontakt mit der Gemeinde. Uns allen wird klar, daß diese Frau, auch um ihrer Kinder willen, ihre Familie nicht verlassen kann. So muß sie ohne sichtbare Gemeinschaft mit anderen Christen in der Isolierung ihren Glauben ausleben und so lange „unter der Last“ bleiben, bis der Herr einen Weg für sie und ihre Familie zeigt.

Lohnt sich der Preis ?

Nicht alle, die Jesus nachfolgen, werden aus dem Haus gewiesen. Es gibt in unserer kleinen Gemeinde auch junge gläubige

Familien, die ihr gemeinsames Leben ganz unter die Herrschaft Jesu gestellt haben. Aber fast alle Christen leben in ihrem Alltag irgendwie in der Spannung: Entweder Jesus oder . . .

Das wird zum Beispiel dann konkret, wenn jemand in ihrer Nachbarschaft stirbt und diese geschlossen die Beerdigung vorbereitet. An einer Beerdigung teilnehmen heißt ja, den Geist des Verstorbenen anbeten. Kann man das als bewußter Nachfolger Jesu? Oder wenn für einen Sonntag das Großreinemachen des Shinto-Tempels angesagt ist und die Frauen der Nachbarschaft sich gemeinsam ans Werk machen, kann man sich dann immer ausschließen und so nach und nach in der Gesellschaft „sein Gesicht verlieren“?

Immer wieder sind es solche Fragen, die unsere japanischen Christen umtreiben, besonders, wenn sie noch jung im Glauben sind. Aber immer wieder machen sie in ihrem Alltag mit Jesus die Entdeckung, die auch Fräulein Watanabe machte: Wenn man in einer bestimmten Situation Jesus gehorsam ist, übernimmt er die Verantwortung, und oft führt er selbst die Sache zu einem Ende, das man vorher nicht zu erwarten hoffte.

Es sei nicht verschwiegen: Solche Erlebnisse, wie sie geschildert wurden, bringen auch für den Verkündiger der Botschaft in Japan — besonders für den Missionar — manche inneren Anfechtungen mit sich. Manchmal fängt ganz heimlich die Frage an zu nagen: „Bin ich es nicht, der die Menschen in diese Spannungen und Nöte bringt, oder werde ich nicht zumindest von der Umgebung als solcher angesehen?“

Ein offenes Gespräch mit Fräulein Watanabe soll die Antwort zu geben versuchen: „Haben Sie in all den Schwierigkeiten nicht schon einmal den Gedanken gehabt: wäre ich doch lieber nicht Christin geworden, dann wäre mir manches erspart geblieben?!“ „Nein“, lautet die klare Antwort, „ich hatte früher

einmal eine kurze Zeit, in der ich mich von Gott und der Gemeinde entfernt hatte. In dieser Zeit, als es zwischen mir und dem Herrn nicht in Ordnung war, war mir so elend zumute, daß ich es nicht noch einmal erleben möchte. Ein Leben ohne Jesus und ohne die Gemeinschaft in seiner Gemeinde ist kein wirkliches Leben mehr für mich!“

Gerade in Japan ist die Gemeinschaft der Christen untereinander so wichtig. Unsere kleine Gemeinde ist wie eine Familie. Sonntags geht kaum einer nach dem Gottesdienst nach Hause. Das gemeinsame Mittagessen hilft zu einer aufgelockerten Atmosphäre. Und dann ist genügend Raum gegeben, sich über das auszutauschen, was einem Not macht oder was man in der Woche mit Jesus erlebt hat. Das vertieft die Beziehung zueinander und zu dem gemeinsamen Herrn. So versuchen wir, miteinander zu leben, nicht als eine Gruppe, die sich in ihrer eigenen Erbauung abkapselt, sondern die durch gemeinsames Erleben stark wird. Dann können die Einzelnen mit der Botschaft vom Kreuz wieder zurückgehen in ihre Familien, auf ihre Arbeitsplätze, in ihre Nachbarschaft. Es bleibt dabei:

Es ist kein Preis zu teuer,
es ist kein Weg zu schwer,
hinauszustreun dein Feuer
ins weite Völkermeer.

Christel Hottenbacher
Allianz-Mission Barmen

BEKENNEN UND WIEDERGUTMACHEN

Geistesfrüchte im philippinischen Dschungel

Endlich kamen die Boten nach Mindoro

Mindoro ist eine der 7000 Inseln der Philippinen. Fast hätte die Gemeinde Jesu die sechs Stämme im Innern der Insel vergessen. Bis alle Missionare China räumen mußten. Dann besann man sich auf die Minderheiten. Jetzt sollten auch sie das Evangelium hören.

Die ersten evangelischen Missionarinnen wurden allerdings nicht gleich mit offenen Armen empfangen. Das hatte seine Gründe. Wer von der Küste in die Berge hinaufstieg, wollte immer gewaltsam etwas holen: Vieh, Land, Eßbares. Hin und wieder fiel ein Schuß, um die Leute gefügig zu machen. Zuweilen gab es Tote. Kein Wunder, daß die Bergbewohner den Kontakt mit allen, die von unten heraufkamen, vermieden.

Die Missionarinnen der Überseeischen Missions-Gemeinschaft (früher China-Inland-Mission) brauchten einige Zeit, bis sie das Vertrauen der Leute gewannen. Sie genossen die volle Unterstützung der Regierung. Diese hatte gute Gesetze zum Schutz der Minderheiten erlassen. Aber sie hatten bisher, genau wie der Missionsbefehl Jesu, nur auf dem Papier gestanden. Für die Praxis waren sie nicht verbindlich gewesen.

Vor zwanzig Jahren kamen die ersten Boten. Inzwischen gibt es in allen sechs Stämmen Gemeinde Jesu. An weit über einhundert Orten sammeln sich Menschen um die Frohe Botschaft.

Wir waren als Familie gerade wieder in einer unserer drei Berghütten angekommen. Unsere braunen Brüder und Schwestern hatten mitgeholfen, unsere Kinder und Kartons in die Berge zu schleppen. Die erste Mahlzeit brachten sie uns fertig gekocht: grüne Bananen und Bohnen mit viel Wasser und Gewürzkräutern. Auch die ersten Bambusgefäße voll Trinkwasser holten sie unten von der Quelle herauf. Ab morgen würde das dann wieder unsere Sache sein.

Der stundenlange Marsch bergauf, bergab bei brütender Hitze hatte uns müde gemacht. Doch galt es noch mancherlei Nachrichten und Neuigkeiten anzuhören.

Ulway hatte schon bei unserem letzten Aufenthalt Takya mitgebracht als eine, die auch lesen lernen wollte. Jetzt kamen die beiden und sagten: „Gawid möchte auch lesen lernen.“ — „Wer ist denn das?“ — „Takyas Bruder!“ — „Wo ist er denn?“ — „Da oben! Sollen wir ihn holen?“

Keine zwei Minuten später saß der junge Bursche vor uns auf dem Fußboden. Er kam direkt aus dem Dschungel. Sein Haar hing ihm wirr um den Kopf bis weit über die nackten Schultern herunter. Ob er schon lesen könne? „Dumme Frage“, schien in seiner Verneinung mitzuklingen. Also wieder einer, mit dem man ganz von vorn anfangen mußte.

Die erste Lektion dauert gewöhnlich nicht lange: „a“, „ka“. Damit kann man die Wörter „aka“, „kaka“ und „kakak“ bilden. Das auseinanderzusortieren — damit haben die meisten gewöhnlich einige Tage zu tun. Ich sagte zu Gawid: „Präg dir das ein und komm morgen wieder. Dann geht es weiter.“ Aber Gawid las mir die erste Seite, auf der diese drei Wörter bunt durcheinander jeweils etliche Male wiederkehrten, gleich auf Anhieb fließend vor.

Nach der zweiten Seite erst ließ er sich heimschicken. Aber

nicht bis zum nächsten Tag. Noch am gleichen Abend saß er wieder in der Tür. Ein Gespräch kam zunächst nicht in Gang. Nach einer Weile entdeckte ich im trüben Schein der Petroleumfunzel, daß er sein Buch ein klein wenig unter seinem Oberschenkel hervorlugen ließ, während er auf dem Fußboden saß. Ob er gelesen habe? Seine Augen strahlten. Er schlug das Buch auf. Es ging wie am Schnürchen.

Und so ging's weiter. Gawid kam jeden Tag drei- bis viermal. Das erstemal morgens um 7 Uhr, bevor man aufs Feld ging, abends um 9 Uhr zum letztenmal, wenn es noch irgendwie möglich war. Nach genau einer Woche hatte er alle drei Lesebücher durch! Er beherrschte die je achtzehn Groß- und Kleinbuchstaben des Alphabets seiner Stammessprache und konnte alle Wörter und Sätze in den drei Büchern buchstabieren. Es ist kaum zu glauben, aber Gawid hatte innerhalb von acht Tagen lesen gelernt!

Ziegen, Kühe und die Polizei

Natürlich hatten wir ihm auch das Evangelium gesagt. Er war sehr offen. Er nahm auch etliche Male einen Anlauf. Aber zu einem fröhlichen Christsein kam es nicht. Er ging uns sogar je länger je mehr aus dem Wege. Was steckte dahinter? Seine Mutter erzählte uns die Geschichte:

„Gawid und sein Vater haben für einen reichen Mann unten von der Küste Kühe und Ziegen gehütet hier oben in den Bergen. Plötzlich waren sechs Ziegen weg, auch verschwanden Kühe. Gawid und sein Vater werden beschuldigt. Wir gehen schon lange nicht mehr in die Stadt hinunter. Der Reiche schickt zuweilen die Polizei herauf. Sie wollen Gawid und meinen Mann einsperren. Wir sind immer auf der Flucht. Einen festen Wohnsitz haben wir nicht. Der reiche, geizige Mann hat uns aber auch betrogen. Wir haben nie den Lohn

bekommen, den er uns für den Hirtendienst versprochen hat. Jetzt machen wir nicht mehr mit.“

Die Geschichte, in vielen stundenlangen Gesprächen über etliche Monate hinweg zusammengestückelt, endete immer mit der unausgesprochenen und später auch laut werdenden Frage: „Kannst du uns helfen?“ Ich sagte zu der Familie: „Es gibt nur einen Weg. Wir müssen in die Stadt zu dem Mann und mit ihm reden.“ Als ich das zum erstenmal vorschlug, hätte ich genau so gut sagen können: „Ihr müßt euch in den Käfig des Löwen begeben.“ Die Leute hatten ungeheure Angst. Nicht ganz zu unrecht. Ich kannte den reichen Mann. Ich wagte auch kaum zu hoffen, daß bei der Sache etwas herauskam. Daß Gawids und seines Vaters Weste so ganz weiß nicht waren, vermutete ich aufgrund einiger Andeutungen. Offen zugegeben hatten sie es noch nicht.

Eines Tages, nach vielen vergeblichen Anläufen, gingen die beiden wirklich mit in die Stadt. Zwanzig Mann „Begleitschutz“ folgten. So rückten wir dem Reichen auf... das schönste und vornehmste Anwesen der Stadt. Als wir wieder abzogen, nachdem er und ich am lautesten gesprochen hatten, hatte Gawid zugegeben, ein schlechter, wenig wachsamer Hirte gewesen zu sein, und sich verpflichtet, elf Ziegen zurückzubringen: Sechs minus ein Bock plus je einmal Nachwuchs gibt elf Köpfe. Nur woher nehmen? Darauf fanden wir auf dem Heimweg noch keine Antwort.

Ein paar Wochen später. Die Polizei hatte Gawids Vater aus den Bergen geholt. Gawid selbst war noch schnell wegge-
laufen, um die Brüder in der Nachbargemeinde zu bitten, für sie zu beten. Er wolle morgen nach dem Gottesdienst auch kommen, erzählte sein Vater.

Gawid kam tatsächlich. Er stellte sich mutig der Polizei. Der Polizeichef erlaubte mir, die beiden mit heimzunehmen. Ich würde sie am nächsten Tag zur Verhandlung wiederbringen.

Sie waren inzwischen noch beschuldigt worden, vor ein paar Wochen — das war nach ihrer Berührung mit dem Evangelium — ein Schwein gestohlen zu haben. Ich hatte ob dieser Anschuldigung nur gelacht. Oder...? Zuweilen wollten Zweifel kommen.

Es war spannend während der Verhandlung. Wie im Krimi. Bis der Mitangeklagte zugab, Gawid und sein Vater hätten ihm beim Schweinediebstahl nicht geholfen. Aber dann brachte der Polizeichef plötzlich eine andere alte Sache vor: Gawid und sein Vater hätten vor ein paar Jahren eine Kuh gestohlen. Der Vater neben mir fing an zu zittern wie Espenlaub: „Was sollen wir tun?“ — „Die Wahrheit sagen!“ Das tat Gawid mutig. Sie bekannnten sich schuldig und wurden verurteilt. Einhundert Peso! (Entspricht etwa 50 DM. Das ist eine große Summe, wenn man bedenkt, daß ein Gelegenheitsarbeiter nur ein bis zwei Peso am Tag verdient und solche Arbeit in den Bergen oft nur mühsam zu finden ist.) Wir legten zusammen. Es reichte gerade. Vater und Sohn waren damit frei.

„Dann bin ich meine Schuld los“

Ein paar Tage später war Gawid schon wieder in der Stadt. Er zog eine Kuh hinter sich her: „Die bringe ich jetzt dem Reichen. Für die elf Ziegen. Dann bin ich meine Schuld los.“ „Das laß Dir aber schriftlich geben!“ Er bekam's. Ziegen hatte Gawid keine auftreiben können. Zu seinem Besitz gehörten keine. Zwei Kühe — das war sein ganzer Viehbestand. Die Hälfte davon gab er also weg. Er wollte Frieden in seinem Herzen haben.

Mit dem offenen Bekenntnis der Sünde und der Tat des Wiedergutmachens war bei Gawid die Freude des neuen Lebens durchgebrochen. Es geht nicht ohne die Früchte der

Buße. Er lernte nun weiter: Schreiben, Rechnen, die philippinische Landessprache Tagalog. Alles so schnell und eifrig wie damals das Lesen. Damals? Das lag ja erst etwa ein halbes Jahr zurück!

Einen Tag vor seiner Taufe hielt Gawid die erste Predigt über den Text: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben“ (Joh. 15, 5). In der Geistesverbindung mit Jesus hat er seitdem für seinen Herrn gewirkt und Frucht gebracht. Er ist mit dem Evangelium im Dschungel unterwegs gewesen. Andere fanden durch ihn den Weg zu Jesus. Neun Monate nach der Taufe wurde er schon zum Gemeindeleiter gewählt, weil er das Vertrauen aller hatte. Er hat es nicht enttäuscht. In einem Brief schrieb er mir jetzt, daß er der Missionarin während einer Bibelwoche geholfen habe. Jeden Tag hat er eine biblische Botschaft gebracht. Jetzt läßt er sich auf einer Bibelschule ausbilden.

Jesus ist der Heiland auch für die Minderheit eines Bergstammes auf Mindoro. Für alle Minderheiten! Die Früchte des Geistes wachsen und reifen unabhängig davon, welche Farbe die Haut eines Menschen hat.

Wir Weißen dürfen immer noch Botschafter sein. Wenn wir die Botschaft selbst kennen. Wenn wir sie ausleben. Wenn wir uns in geistlicher Weise anpassen. Wenn wir Brüder unter Brüdern sind, bereit zum Dienen, zum Mitleiden. So wie Jesus.

Karl Lagershausen
Überseeische Missions-Gemeinschaft

SIEGE JESU AUF SAWU

Erfahrungen eines indonesischen Bibelschülers

„Ich will leben und essen wie ihr“

Es war in meinem fünften Jahr in der Bibelschule in Batu (Ostjava). Ich suchte den Willen Gottes für meinen weiteren Weg zu erkennen. Als ich eines Nachts aufwachte, hörte ich die Worte: „Insel Sawu — Juli — dort sind meine Schafe!“ Auf meinen Einwand: „Ich kann nicht gehen, die Schule ist erst im Oktober zu Ende“, kam die Antwort: „Es ist möglich, es ist möglich!“

Ich sprach mit niemandem über dieses Erlebnis. Dann aber schenkte Gott eine Erweckung in Batu, in deren Verlauf ich für die Aufgabe in Sawu vorbereitet wurde. Ich durfte vielen meiner Mitstudenten helfen und mit ihnen beten, so daß sie erfuhren: „Wen der Sohn Gottes frei macht, der ist recht frei.“

Der Unterricht in der Schule ging schon Anfang Juli zu Ende. Mannschaften aus den Schülern sollten auf den verschiedensten indonesischen Inseln evangelisieren. Ich machte mich Ende Juli auf den Weg nach Sawu. Ich hatte gehört, daß auf dieser Insel der Teufel eine große Macht besaß. Die Menschen dort sind wegen ihrer rohen Art berüchtigt. Für einen Javanen war es kein leichter Weg. Aber ich war gewiß: Du bist von Gott gesandt.

Auf der benachbarten Insel Timor gab mir der Leiter der dortigen Kirche einen Empfehlungsbrief für die Pastoren auf Sawu mit. Als ich dort ankam, war niemand auf meinen Besuch vorbereitet. Es fand aber gerade eine Konferenz der Pastoren statt. Ich wurde gefragt: „Warum kommst Du zu uns?“ Meine Antwort lautete: „Der Herr hat mich gesandt.“

Ich möchte Euch helfen, das Evangelium zu verkündigen.“ „Und wovon willst Du leben?“ Ich sagte: „Ich will und werde leben und essen wie Ihr!“ Da gaben sie ihre Einwilligung, daß ich in allen vierzig Gemeinden auf der Insel arbeiten dürfe. Dann gaben sie mir zu essen. Sie legten einige Zwiebelröhren vor mich, stellten etwas Zuckerwasser dazu und sagten: „Guten Appetit!“ Es handelte sich um eine sehr einfache Mahlzeit, wie sie für Sawu typisch ist. Reis gibt es dort keinen, nur etwas Gemüse. Am ersten Tag konnte ich die Zwiebelröhren noch nicht essen. Dann gewöhnte ich mich daran. Später erhielt ich etwas Reis aus Timor.

Eine Predigt beunruhigt einen Kirchenältesten

An einem Mittwoch kam ich auf der Insel an, und am darauffolgenden Sonntag wurde ich in einer Gemeinde vorgestellt. Meine Predigt machte einen Kirchenältesten, der schon 12 Jahre im Amt war, sehr unruhig. Er kam zu mir und lud mich in sein Haus ein. Er sagte: „Seit Deiner Predigt ist der Friede aus meinem Herzen gewichen. Du hast gesagt, daß Menschen, die durch ein Zaubermittel heilen, im Banne und Dienst Satans stehen. Nun, ich heile auch. Ich dachte bis jetzt immer, das sei eine Gabe Gottes. Ich bete dabei ja immer zuerst.“ Ich fragte ihn, wie er bei seinen Heilungen vorgehe. Er erzählte: „Nachdem ich gebetet habe, nehme ich ein rotes Zeug in den Mund, kaue es und spucke es auf die kranke Stelle. Auch schwere Krankheiten heile ich auf diese Weise.“ Ich sagte ihm, ich könne mir nicht vorstellen, daß diese Art zu heilen von Gott sei. Aber der Pfarrer, der bei unserem Gespräch anwesend war, verteidigte den Kirchenältesten und behauptete, dieser habe eine göttliche Begabung. Auch bei weiteren Gesprächen war der Pfarrer immer mit dabei und widersprach mir.

Schließlich traf ich den Kirchenältesten doch einmal allein.

Da erfuhr ich von ihm, daß seine Frau schwerkrank sei. Sie sei der einzige Mensch, den er nie zu heilen vermocht hätte. Der Älteste erkannte und bekannte seine Sünde, und ich betete für ihn um Befreiung. Er wurde von seiner teuflischen Gebundenheit los, und seine Frau wurde gesund. Aber nach wenigen Tagen erkrankte der Mann, der sonst immer gesund gewesen war, ernstlich. Auch seine Kinder wurden auf einmal alle krank. Das war eine schwere Prüfung für die Familie. Sie dauerte sechs Monate. Aber der Mann hielt die Gewißheit fest: Jesus ist Sieger! Es kam eine Nacht, in der sein jüngstes Kind dem Tode nahe war. Da machte der Vater einen Bund mit Gott: „Auch wenn mein Kind sterben sollte, werde ich nie mehr die Hilfs- und Machtmittel des Teufels gebrauchen.“

Das war der Wendepunkt. Die ganze Familie wurde wieder gesund. Dieser Mann begleitete mich später bei meinen Gemeindebesuchen und führt nun meine Arbeit auf der Insel mit fort.

„Der Javane in mir mußte sterben“

Es fiel mir am Anfang sehr schwer, so viele rohe und häßliche Worte auf Sawu hören zu müssen. Wenn die Leute mit meiner Predigt nicht einverstanden waren, sprachen sie im Gottesdienst laut untereinander. Ich hörte sie noch reden, wenn ich die Kirche nach dem Gottesdienst verließ. Da habe ich viel geweint und gebetet, daß der Herr den Leuten ihr Verhalten, aber auch mir alle Reaktion des Ärgers, der Gekränktheit und des Hochmuts vergeben möchte. Vieles in mir mußte in den Tod gegeben werden. Gott hatte mich gerufen. Darum mußte der gebildete Javane in mir sterben, damit ich diesen einfachen Leuten recht dienen konnte.

Manche Versammlungen dauerten von 19 Uhr bis 4 Uhr am frühen Morgen. Viele Menschen weinten und wollten Hilfe

haben. Ich kann im allgemeinen nicht ohne genügend Schlaf auskommen. Nachts um 2 Uhr wurde ich manchmal so müde, daß ich nach Hause gehen wollte. Aber dann sagte ein Kirchenältester: „Bruder, halte das Werk des Heiligen Geistes nicht auf. Geh und schlaf jetzt 15 Minuten. Wir werden in der Zwischenzeit singen. Dann komm und diene uns weiter.“ Und der Herr gab Gnade, daß auch meine Müdigkeit „sterben“ durfte.

An vielen Orten mußten erst die finsternen Werke der Zauberei abgetan werden, bis die Macht Satans gebrochen wurde und die Gnade ihr Werk tat. Vorher bekehrte sich kein Mensch. Viele der Dorfbewohner besaßen Fetische, z. B. kostbare Sarongs (Batiktücher). Mit diesen Schals wird Ahnenverehrung getrieben. In einer eigens dafür bestimmten Küche werden an bestimmten Tagen Speisen und Fleisch für diese Schals gekocht, und es wird ihnen geopfert, auch von manchen Christen. Wenn jemand in der Familie stirbt, wird er in einen solchen Schal gewickelt. Wenn sich nun jemand von seinen okkulten Bindungen lösen will, dann bringt er seine Schals. Sie werden verbrannt. Die Vernichtung dieser Kunstwerke könnte einem fast leid tun. Aber es muß sein. In der Apostelgeschichte lesen wir ja auch, daß die Christen in Ephesus teure Zauberbücher verbrannten (Kap. 19, 19). Wer wirklich mit Gott leben will, darf keinen Zauberkram zurückhalten. Ein Mann besaß eine Flasche. Sie war sein Fetisch gewesen. Er hatte schon oft versucht, sie zu zerschlagen. Aber seine Hände waren wie gelähmt. Er bat mich, ihm zu helfen. Ich betete mit ihm das Gebet um Befreiung und sagte dann zu ihm: „Zerschlag nun die Flasche selber im Namen Jesu!“ Er brachte es dann tatsächlich fertig.

Ein Pfarrer bekehrt sich

Wenn mir auch alle Gemeinden offenstanden, so waren doch nicht alle Pfarrer auf Sawu froh über meine Arbeit. Viele aber hießen mich herzlich willkommen. Bei einem Pfarrer sah ich, wie er ein neuer Mensch wurde. Er hatte am Tag meiner Ankunft an der Versammlung der Pastoren teilgenommen und mich sagen hören, daß ich essen und leben wolle wie die Menschen auf der Insel. Dadurch hatte ich ihn gewonnen, wußte er doch, wie schwer einem Javanen ein solches Verhalten fallen mußte. Er begleitete mich in die Dörfer. Ich sagte ihm, daß er das Wort Gottes nicht erst lesen dürfe, wenn er seine Sonntagspredigt vorbereite. Die Bibel müsse seine tägliche Speise sein. Nur so könne er immer zum Zeugnis für den Herrn bereitsein. Er fing wirklich an, jeden Tag im Wort Gottes zu lesen. Dieser Pfarrer wird jetzt von Gott gebraucht und gesegnet. Menschen bekennen ihm ihre Sünden. Er heilt auch Kranke.

Aus vielen Dörfern auf Sawu ist inzwischen der Okkultismus ganz vertrieben. Menschen, die fast nicht lesen können und z. T. keine Bibel besitzen, ziehen in der Gegend umher und verkündigen das Evangelium den Heiden.

Mitgeteilt von Anny Dyck
Weltweiter Evangelisations-Kreuzzug

Nachwort: Evangelist S. ist inzwischen von der Insel Sawu zurückgekehrt, weil er eine Art Mundfäule bekommen hat. Die Krankheit ist wahrscheinlich die Folge der mangelhaften und einseitigen Ernährung. Seine Arbeit wird von den erweckten Christen fortgesetzt.

„ICH HABE NEUES LEBEN GEFUNDEN“

Erweckung in Nordthailand

Es begann auf einer Farm

Als sich für die Marburger Mission vor über 20 Jahren die Tür zur Arbeit in China schloß, bot sich bald eine neue Dienstmöglichkeit in Thailand. Die „Church of Christ in Thailand“ (CCT = Kirche Christi in Thailand) bat um Mitarbeit. Nach langen mühsamen Jahren, in denen sich in dieser größten protestantischen Kirche wenig bewegte, ist nun von Gott eine Erweckung geschenkt worden. Diese macht zunächst viele traditionelle Namenchristen lebendig, erstreckt sich aber auch in den buddhistischen Bereich hinein.

Zwei Kongresse haben die Erweckung vorbereiten helfen. Als Fortführung des großen Weltkongresses in Berlin fand im November 1968 ein „Asiatischer Kongreß für Evangelisation“ in Singapur statt. Ein „Thailändischer Kongreß“ schloß sich im Januar 1970 an.

An der letzten Zusammenkunft in der Nähe von Bangkok nahmen einige Christen aus der Provinz Chiengrai im Norden Thailands teil. Sie lebten dort auf einer Farm in der Nähe der Provinzhauptstadt. Diese Farm war ursprünglich eine Art christliche Kommune gewesen, von der man landwirtschaftliche, soziale und kulturelle Impulse und Fortschritte aus christlichem Geist erwartete. Aber die Entwicklung war immer unerfreulicher verlaufen. Der Ruf der Farm und ihrer Bewohner war zuletzt denkbar schlecht. Man konnte ohne Übertreibung von einer Brutstätte vieler Laster und Sünden reden. Einige wenige Christen litten darunter. Aber wie sollte sich die Lage ändern?

Etliche Männer von der Farm reisten also nach Bangkok.

Dort ging ihnen ein Ahnen davon auf, daß man anfangen muß zu beten, wenn man etwas Neues im Reich Gottes erreichen will. Die Männer kehren heim mit dem Vorsatz: „Wir fangen Gebetskreise an!“ Sie beginnen wirklich damit, obwohl sie noch nicht wiedergeboren sind. Die Sache läßt sich recht mühsam an. Beten kann man eben nicht organisieren und kommandieren, wenn die inneren Voraussetzungen fehlen. Die Gebetskreise erleben einen Bankrott. Die Leute merken, daß ihnen das Glaubensfundament fehlt. Es kommt zu Bekenntnissen der Sünde vor dem lebendigen Gott und voreinander. Der Zuspruch der Vergebung wird erfaßt. Einer nach dem andern bezeugt es voller Freude: „Ich habe Leben aus Gott, ich habe neues Leben gefunden!“

Es ist zum Staunen, was sich begibt. Man muß sich daran erinnern, daß die Menschen in Asien den größten Wert darauf legen, „ihr Gesicht zu wahren“. Sie geben sich in der Öffentlichkeit am liebsten höflich und freundlich. Sie tun so, als ob alles in Ordnung wäre. Niemand soll hinter ihre lächelnde Fassade sehen. Aber jetzt wird auf einmal vielen ihr „guter Ruf“ gleichgültig. Es macht ihnen nichts mehr aus, „das Gesicht zu verlieren“. Sie werden vom Geist Gottes in die Buße über ihre Sünden geführt. Sie bekennen, manchmal in der Öffentlichkeit einer Evangelisationsversammlung oder eines Gottesdienstes, was sie Schändliches getrieben haben. Auch Gemeindeälteste rücken mit sehr massiven Sünden, bis hin zu Mord und Ehebruch, heraus. Ein Pfarrer scheut sich nicht zuzugeben, daß er zwar frommen Betrieb gemacht habe, aber fern vom Leben aus Gott gewesen sei. Jetzt erst habe er Christus als seinen persönlichen Herrn und Heiland angenommen, fortan könne er endlich ein rechter Hirte der Gemeinde sein.

Auf der Farm werden viele Wochen hindurch Erweckungsversammlungen durchgeführt, nachdem in den Gebetskreisen der innere Durchbruch erfolgt ist. Die Menschen bleiben drei, vier, fünf Stunden zusammen. Es kommen besonders viele

junge Leute zum Glauben. Auf der Farm gibt es eine große Schule, die mit einem Internat verbunden ist. Der Geist Gottes wirkt unter den Schülern. Sie werden Zeugen für ihre Lehrer, von denen sich auch eine Reihe für Christus entscheiden.

Fast gleichzeitig mit dem geschilderten Gotterleben auf der Farm kam es in einer Aussätzigengemeinde im Kirchenbezirk Chiengrai zu einem geistlichen Aufbruch. Es läßt sich von einem zweiten Quellort der Erweckung sprechen. Körperlich entstellte und jämmerliche Menschen sind fröhliche Kinder Gottes und eifrige Zeugen Jesu geworden.

Wirkungen und Widerstände

Inzwischen ist die Bewegung in ruhigere Bahnen gekommen, jedoch keineswegs abgeflaut. Es zeigen sich erfreuliche Auswirkungen, die die geistliche Echtheit des Geschehens bestätigen. Es wurde schon betont, daß die Erweckung zunächst die schläfrigen Namenchristen erfaßt hat. Bei denen, die das „neue Leben“ empfangen haben, ist nun ein erfreulicher missionarischer Eifer, eine Verantwortung für die buddhistische Umgebung erwacht. Missionsteams sind entstanden, die an den Wochenenden und bei andern Gelegenheiten zum Zeugendienst hinausziehen. Es sind viele junge Leute darunter. Solche Teams werden z. B. von Christen gerufen, die allein oder in geringer Zahl in einem Dorf wohnen. Sie laden dazu ihre oft große buddhistische Verwandtschaft und andere Dorfgenossen ein. Gerade das frische Zeugnis der jungen Christen macht Eindruck.

Überall sind Gebetskreise entstanden. Sie sind eine der schönsten Früchte der Erweckung. Manchmal gehen die Beter erst auseinander, wenn schon der Morgen heraufzieht. Der Austausch über dem Wort Gottes, durch Erfahrungszeugnisse vom Leben mit Jesus im Alltag belebt, gehört zu solchen Zusam-

menkünften. Man steckt sich in den Gruppen sehr klare und konkrete Gebetsziele. Man betet für bestimmte Dörfer und für die Errettung vieler Einzelpersonen, deren Namen man unermüdlich vor Gott nennt. Man macht sich aber auch zu Besuchen und Einladungen bei denen auf, für die man betet.

Eine wachsende Schar — vor allem junge Menschen — fragt sich, ob sie nicht mit ihrer ganzen Zeit und Kraft dem Herrn dienen sollen. Viele melden sich zu den bestehenden Bibelschulen. Neue Schulen werden geplant. Einmal saß ich in einem Kreis solcher Jungen und Mädchen, die sich für den Dienst im Reich Gottes rüsten. Ich erwähnte im Gespräch die klassischen Fragen und Antworten des bayrischen Diakonissenvaters Wilhelm Löhe zum Thema Diakonie: „Was will ich? Dienen will ich. Wem will ich dienen? Dem Herrn an seinen Elenden und Armen. Und was ist mein Lohn? Ich diene weder um Lohn noch um Dank, sondern aus Dank und Liebe. Mein Lohn ist, daß ich darf.“ In der anschließenden Gebetsgemeinschaft griff ein junger Mann diese Worte auf und bat den Herrn, daß sein Dienst, wo und wie er auch geschehe, allezeit von solch dankbarer Hingabe erfüllt sei.

Möglichkeiten zu Zeugnis und Dienst gibt es in Thailand viele. Ob sich auch Dienstformen entwickeln können, die dem Auftrag deutscher Diakonissen — an die sich Löhes Sätze zunächst wenden — entsprechen, muß abgewartet werden. In dieser erwecklichen Atmosphäre ist das Miteinander einheimischer Christen und ausländischer Mitarbeiter, sofern diese sich brüderlich in das Gottesgeschehen hineinziehen lassen, kein spannungsgeladenes Problem. Missionare, die herrschen wollen oder sich patriarchalisch gebärden, haben auch in der Thaikirche keine Zukunft. Zu Brüdern, die helfen und dienen wollen — solche möchten die Marburger Missionare sein —, sagt man: „Bleibt weiterhin bei uns, helft uns in der Arbeit für Jesus. Laßt uns gemeinsam das Reich Gottes in Thailand bauen!“

Wie geht es weiter?

Die Erweckung ist nicht in alle Gemeinden gedrungen. Längst nicht alle Namenchristen strecken sich nach dem „neuen Leben“ aus. Es gibt auch Widerstand gegen die Bewegung. In der mehr als 100jährigen Geschichte der „Kirche Christi in Thailand“ haben sich oft Menschen vom Buddhismus zum Christentum gewandt und mit Aberglauben und dunklen Geisterpraktiken gebrochen. Sie haben dafür auch Schmach, Verachtung und Verfolgung auf sich genommen. Aber eine klare Bekehrung zum lebendigen Herrn Jesus Christus haben nicht alle erfahren. Das zeigt sich jetzt darin, daß viele „Christen“ den Erweckten entgentreten und sagen: „Was wollt ihr bloß? Ihr seid hochmütig, wenn ihr von euerm ‚neuen Leben‘ berichtet. Wir sind doch auch fromm.“

Gegen solchen Widerstand gerade der Frommen wird viel Fürbitte eingesetzt. Es ist zu hoffen, daß noch viele unter Namenchristen und Buddhisten sich als verlorene Sünder erkennen, die beim Heiland im Glauben Zuflucht suchen.

Die Bekehrten aber müssen tiefer ins Wort Gottes hineingeführt werden. Es genügt auf die Dauer nicht, vor allem die eigenen Erfahrungen, so berechtigt diese zum Lobpreis Gottes treiben, zum Thema der Verkündigung zu machen. Das umfassende Zeugnis der Bibel, ihre Rede von den großen Taten Gottes in seiner Heilsgeschichte, die schon geschehen sind und die noch kommen werden, muß aufleuchten und sich durchsetzen. Zu der frohen Subjektivität des Erlebens und Berichtens muß treten das auf das Wort Gottes und seine Verheisungen gegründete Wissen um den objektiven, unwandelbaren Grund des Heils. Nur so können Anfechtungen durchgestanden werden. Nur dann bleibt und vertieft sich die Glaubensgewißheit, auch wenn Gefühle abebben und sichtbare Erfahrungen einmal ausbleiben.

Diese weiterführende Aufgabe wird in ihrer dringlichen Not-

wendigkeit von vielen erkannt. Sie wird auch schon angefaßt. Hin und her in den Häusern kommt es zu biblischem Austausch. Noch gründlichere Ausbildung brauchen vor allem diejenigen, die selber predigen und besondere Verantwortung in den Gemeinden tragen. Hoffnungsvoll sind hier und da entstehende Glaubenskonferenzen. Sie könnten in thailändischer Prägung das werden, was für den deutschen Bereich etwa die Gerhard-Tersteege-Konferenz im Rheinland oder die Hofacker-Konferenz in Württemberg darstellen. Durch solche geistliche Vertiefung wird der Gefahr begegnet, daß die Erweckungsbewegung in einen fromm-gesetzlichen Schematismus abgleitet und das herzerfrischende Zeugnis von dem „neuen Leben“ sich als frommer Jargon verbraucht. Es gilt immer zu beachten, daß Gottes Walten souverän ist und daß er viele Wege hat, Menschen zu rufen und zu retten.

Die politische Lage in Ostasien ist verworren. Die Zukunft für Länder wie Vietnam, Laos und auch Thailand ist ungewiß. Für die Gemeinde in diesem Bereich können Zeiten der Bedrängnis hereinbrechen. Die Mission kann ihr Ende finden. Die Missionare in Thailand fragen sich manchmal: „Schenkt Gott gerade jetzt diesen Aufbruch, um sich eine Gemeinde zu sammeln und zuzubereiten, die für kommende Stürme gerüstet ist?“

Arno Pagel

LEPRA ALS SOZIALES UND MEDIZINISCHES PROBLEM

Pionierdienst christlicher Liebe in Nepal

Ein veraltetes Gesetz

Im Königreich Nepal an der Nordgrenze des indischen Subkontinentes sind die 10 Millionen Einwohner an tagelange Fußwanderungen gewöhnt. Dieses Land, etwa 900 km lang, besitzt bis heute nur wenige Straßen, so daß nur die beiden Hauptsiedlungszentren Katmandu und Pokhra miteinander und mit Indien verbunden sind. Beide liegen im Mittelland, und es ist diese, dem Himalaya vorgelagerte Bergwelt, die den Verkehr so erschwert und in der Regenzeit ganze Gebiete isoliert.

Die International Nepal Fellowship (INF) unterhält seit 20 Jahren eine medizinische Arbeit im aufstrebenden Entwicklungszentrum Pokhra an der Südflanke des Anapurna (8078 m). Der Versuch, in unserem allgemeinen Krankenhaus, dem Shiningospital, auch Leprapatienten mit aufzunehmen, scheiterte am Widerstand der Bevölkerung. So wurde vor 15 Jahren die Gründung unseres Leprakrankenhauses Green Pastures (Grüne Weiden) erzwungen.

Die Lepra (Aussatz) wird nicht nur in Nepal als eine Erkrankung ganz besonderer Art angesehen. Sie beginnt harmlos und unvermittelt bei einem Menschen, der über seine volle Gesundheit verfügt, und sie schreitet unaufhaltsam zu entstellenden Verkrüppelungen fort. Oft ist auch der Verlust des Augenlichtes damit verbunden. Einsicht in die inneren Zusammenhänge des Geschehens gab es früher nicht. So reagierten die gesunden Mitbewohner aus Furcht vor Ansteckung und aus Selbsterhaltungstrieb mit der zwangsweisen Isolierung der Kranken in abgetrennten Kolonien.

Auch die mehr als 100 Jahre alte Erkenntnis, daß die Lepra eine Infektionskrankheit ist — mit einem Erreger, der dem der Tuberkulose sehr ähnelt —, änderte an diesem Bild nichts, weil es zunächst noch keine wirksamen Medikamente gab.

In Nepal ist noch heute ein Gesetz in Kraft, das die Ausstossung eines Leprakranken aus seiner Wohngemeinschaft ermöglicht. Wenn dieses auch meist nicht angewandt und seine Abschaffung seit Jahren diskutiert wird, zeigt sich darin doch die Hartnäckigkeit eines veralteten Denkens. Zum Verwundern ist solche Haltung eigentlich nicht, denn bis 1951 blieb das Königreich Nepal erfolgreich gegen alle modernen Einflüsse abgeriegelt. Eine feudale Herrscherschicht lebte auf Kosten der übrigen Bevölkerung.

Der ausgestoßene Kranke hat nach dem Gesetz eines der beiden vom Staat unterhaltenen Leprosorien (Leprosorium = Krankenhaus für Aussätzigige) aufzusuchen. Diese sind aber nur Sammelplätze, in denen zwar für den Unterhalt ausreichend gesorgt, oft aber nicht einmal die einfachste medizinische Behandlung verabreicht wird. Gesunde Nichtstuer mischen sich unter die Leprösen (Aussätzigigen) und tragen zur Formung einer asozialen Gemeinschaft bei. Auch Kinder wachsen in diesem Milieu auf, und obwohl viele von ihnen nicht leprakrank sind, vegetieren sie einfach mit, ohne je ein normales Leben kennengelernt zu haben.

Es geht um eine neue Einstellung zur Krankheit

Die Verantwortlichen in Nepal sehen diesen Mißstand und sind um seine Abschaffung bemüht, aber bisher ohne Erfolg. Einmal ist das noch in Kraft befindliche, herabwürdigende Gesetz mit daran schuld, zum anderen sind die Anstaltsinsassen, an das Versorgtwerden auf minimaler Basis gewöhnt, sozial so verkrüppelt, daß sie sich gegen eine Rehabilitation

wehren aus Bequemlichkeit oder Furcht, ein aktives Leben nicht mehr meistern zu können.

Von diesen Überresten aus der Zeit der Isolierung abgesehen, hat sich das Bild der Behandlung von Leprakranken jedoch geändert, als man Mittel zur Bekämpfung der Krankheitserreger gefunden hatte. Die meisten Patienten können ohne Gefahr für sich selbst und ihre Umwelt nun ambulant behandelt werden. Nur komplizierte Fälle nimmt man noch zeitweilig stationär auf.

So behandeln wir in unserem Leprakrankenhaus Green Pastures zehnmal so viele Patienten ambulant als stationär. Das Verhältnis könnte noch viel mehr zugunsten der ambulanten Patienten verschoben sein, wenn nicht wegen der bestehenden sozialen Vorurteile Patienten aufgenommen werden müßten. Es gibt z. B. die Auffassung, daß Lepra eine Erbkrankheit sei. Ihr gehäuftes Auftreten in einer bestimmten Familie könnte zu diesem Schluß führen. Die Ursache hierfür liegt aber in der erhöhten Ansteckungsgefahr. Eine Folge dieses Vorurteiles ist, daß die Tochter eines Leprakranken nicht heiraten kann. Was liegt näher, als daß der Vater seine Erkrankung so lange wie möglich verheimlicht und dann erst im fortgeschrittenen Stadium zur Behandlung kommt?

Leprakranke müssen ihre Medikamente Jahre hindurch, ja oft lebenslang einnehmen, obwohl sie schon einige Monate nach Behandlungsbeginn nicht mehr ansteckend sind. Aber die Angehörigen sagen: „Weil du noch die Medizin einnehmen mußt, bist du nicht geheilt, und wir können dich nicht unter uns aufnehmen. Geh und laß dich dort so lange behandeln, bis du gesund bist und keine Medikamente mehr brauchst.“ Was ist wiederum naheliegender, als daß der Patient von sich aus die Behandlung abbricht? Traurige Rückfälle sind die Folge.

Moderne medizinische Erkenntnisse — und die Leprabehand-

lung hat in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht — nützen so lange nur wenigen, wie die geschilderten Vorstellungen unverändert fortbestehen. So ist die Aufgabe der Zukunft, neben einer guten medizinischen Behandlung der Kranken, die Aufklärung der gesamten Bevölkerung, um ganz allmählich eine neue Einstellung zu erreichen: Der Lepröse wird als einer unter anderen Kranken angesehen, dessen Krankheit geheilt werden kann, bevor es zu Verstümmelungen kommt. Außerdem ist die Gefahr der Ansteckung viel weniger groß als bei den meisten anderen Infektionskrankheiten. In Umkehrung des bisherigen Vorurteils wird dann gerade derjenige von der Gemeinschaft akzeptiert, der sich konsequent behandeln läßt.

Zu dem sozialen Faktor kommt als weiteres Hindernis, daß unseren ambulanten Patienten über Jahre und manchmal Jahrzehnte tage- bis wochenlange Wege zugemutet werden, um zu uns zu kommen. Ungewollt wählen wir wieder aus: nämlich solche, die in einer Entfernung bis zu einer Tagesreise wohnen und für nepalesische Verhältnisse leicht kommen können. Sie machen deshalb dreiviertel unserer Patientenzahl aus. Mit zunehmender Entfernung fällt der Prozentsatz der Leprösen, die Behandlung bei uns suchen, rapide ab. Wer von weither kommt, gehört meist zu den fortgeschrittenen Fällen. Solche Kranken brechen ihre Behandlung oft vorzeitig ab. Unter 10 Millionen Einwohnern Nepals werden 100—200 000 Leprakranke geschätzt. Bei den jetzigen Schwierigkeiten und Vorurteilen werden von diesen aber nur etwa 5% behandelt, die meisten dann nicht einmal regelmäßig. Der Zustand ist noch weit entfernt, daß die heute erfolgreiche medizinische Behandlung der Lepra einer breiten Schicht zugute kommt.

Lepra unter Kontrolle?

Es dürfte klar geworden sein, daß bei der Bekämpfung der Lepra zunächst noch die sozialen Probleme die medizinischen weit überwiegen. Anstelle der Behandlung einzelner Patienten müßte als Ziel die Kontrolle der Lepra als Erkrankung angesteuert werden. Medizinisch ist die Aufgabe nicht schwer: Da der Lepraerreger nur im Menschen leben kann, müßten alle Infektiösen (Ansteckenden) — das ist weniger als die Hälfte der Leprakranken — regelmäßig behandelt werden, um so dem Bazillus die Überlebenschance zu nehmen. Nach jahrzehntelanger, konsequenter Anwendung wäre die Krankheit „Lepra“ auch in den Entwicklungsländern ausgestorben.

Diese medizinische Erkenntnis ist die Basis aller modernen Kontrollprogramme, die heute meistens vom Staat geleitet werden, der ausländischen Organisationen die Möglichkeit zur Mitarbeit gibt. Das Ziel, möglichst viele infektiöse Fälle von Lepra regelmäßig zu behandeln, kann ganz verschieden angegangen werden. In Nepal, wo schon das Netz der allgemeinen medizinischen Behandlung sehr weitmaschig ist, will der Staat versuchen, in kleinen verstreut liegenden Gesundheitszentren dieses Kontrollprogramm mit einzugliedern. Neben der Behandlung der Leprakranken in der täglichen Ambulanz müßten von diesen Zentren aus Kontaktpersonen in ihren Dörfern untersucht und Aufklärungsarbeit unter Kranken und Gesunden geleistet werden.

Auf uns in Green Pastures als einem Leprazentrum käme als Aufgabe besonders die Ausbildung des Personals solcher Gesundheitszentren zu, dazu die Behandlung der Patienten, die uns von ihnen geschickt würden: komplizierte Fälle, bei denen chirurgische Maßnahmen nötig sind oder die der Rehabilitation bedürfen. Die „Routineambulanz“ wäre aber von den Leprakrankenhäusern in die für die Patienten viel besser erreichbaren Gesundheitszentren verlegt.

Diese Pläne sind gut. Leider stehen ihrer schnellen Verwirklichung große Schwierigkeiten entgegen. Es gibt noch viel zu wenig Gesundheitszentren. Die finanziellen Mittel sind mangelhaft. Schon bestehende Zentren können nur ungenügend versorgt werden. Das Personal, mit der medizinischen Routinearbeit überlastet, ist auf dem Gebiet der Leprabehandlung nicht ausgebildet und meistens selbst noch mit den landläufigen Vorurteilen belastet. Viel Arbeit wird nötig sein, um die Pläne wirksam durchführen zu können.

Einer gab Gott die Ehre

Die medizinische Versorgung der westlichen Hälfte Nepals ist besonders spärlich. Dieses ganze Gebiet kennt noch keine Straßen. Die INF beginnt in einem der Landesteile, dem Rapti-Distrikt, eine neue Arbeit unter Leprakranken, die den modernen Gesichtspunkten der Leprakontrolle folgt. Von einem kleinen Krankenhaus als Basis ausgehend, in dem Komplikationen von Lepraerkrankungen und dringende allgemeinmedizinische Notfälle behandelt werden sollen, wollen wir kleine Außenstationen aufbauen. Ausgebildete Hilfskräfte werden dort Leprakranke behandeln und Kontaktpersonen in der näheren Umgebung untersuchen. In den Schulen sind Reihenuntersuchungen und Aufklärungsunterricht über das Wesen der Lepra in Zusammenarbeit mit den örtlichen Behörden geplant.

Nepal bietet das schillernde Bild des Nebeneinanders gegensätzlicher Entwicklungsstufen. So wie als Transportmittel die schwere Lasten tragende Frau, der Ochsenkarren und der Lastwagen auf der Straße zu sehen sind, ohne sich gegenseitig zu stören oder auszuschließen, finden wir veraltete Gesetze und Lepraasyle neben gut organisierten Krankenhäusern und modernsten Kontrollplänen mit Einfügung der Leprösen in den allgemeinen Gesundheitsdienst. Diese Gegen-

sätze verkraften wir aus den sogenannten „entwickelten“ Ländern so schwer, weil sie uns in dieser schroffen Form fremd sind. Dürfen wir deshalb ungeduldig werden und die Mitarbeit versagen?

Christen haben in der Behandlung der Leprakranken und der Erforschung neuer Möglichkeiten nahezu immer an führender Stelle mitgearbeitet. Sie lebten als erste unter den Ausgestossenen, pflegten sie und brachten den Kranken, die ohne Hoffnung waren, die Hoffnung der Frohen Botschaft. Die Lepra-chirurgie und die durch sie ermöglichte Rehabilitation wurde von Christen begründet. In dem Versuch, die Lepra als Erkrankung auszurotten, dürfen wir auch in der Zukunft nicht zurückstehen. Enttäuschungen und Rückschläge dürfen uns nicht irremachen. In der Arbeit an den Patienten bedürfen wir der Liebe Christi in unserem Herzen. Christus half zehn Leprakranken ohne Ausnahme, die ihn um Hilfe anriefen. Um der Frucht des einen willen, der aus tiefer Erkenntnis der ihm widerfahrenen Güte dankbar umkehrte und Gott dem Vater die Ehre gab (Luk. 17).

Paul Gerhard und Roswitha Kalthoff
Missionshaus Bibelschule Wiedenest

OFFENE TÜREN WIE NIE ZUVOR

Der Dienst der Karmelmission im Nahen Osten

Deutsche und Schweizer in gemeinsamer Verantwortung

Die Anfänge der Evangelischen Karmelmission reichen zurück bis in das Jahr 1888. Die Gründer Johannes Seitz und Martin Blaich hatten bereits einige Jahre vorher mit den deutschen Kolonisten in Haifa Verbindung aufgenommen. Ihnen wurde es von Gott aufs Herz gelegt, im biblischen Land, wenn möglich vom Berg Karmel aus, Missionsarbeit zu tun. Schon im Herbst 1888 wurden die ersten Brüder aus Deutschland auf den Karmel gesandt, um die arabische Sprache zu erlernen. Es dauerte aber dann doch bis zum Jahre 1904, bis der erste Missionsleiter auf das Missionsfeld entsandt wurde. Es war der sächsische Pastor Schneider, der mit seiner Familie am 29. Mai in Haifa an Land ging und in dem von ihm gekauften Haus auf dem Karmel die Arbeit begann, die er dann bis 1933 leitete.

Durch die Verbindung des Evangelisten Jakob Vetter mit der schweizerischen Zeltmission, die im Asyl Rämismühle ihre Heimat gefunden hatte, wurden die Gründer des Asyls, Schwester Elise und Bruder Jakob Wäckerling, für den Auftrag der Evangelischen Karmelmission im Heiligen Land interessiert, so daß schon im ersten Jahrzehnt ein deutsch-schweizerisches Komitee und viele einzelne Freunde aus Deutschland und der Schweiz die Verantwortung für den Aufbau der Arbeit übernommen haben. Wir danken Gott, daß diese Verbindung über die beiden Weltkriege hinweg standgehalten hat.

Im Jahr 1911 wurde das erste große Heim der Evangelischen Karmelmission auf dem Berg Karmel eingeweiht und von hier aus der Dienst über die Grenzen Palästinas hinaus im Nahen Osten getan. Gott hat sich zu diesem Weg der Brüder in die Weite bekannt und dem Werk besonderen Raum gegeben. Es entstand bald neben dem Bibel- und Erholungsheim auf dem Karmel die Pioniermissionsarbeit unter Christen und Moslems in der Ebene Jesreel und dem galiläischen Bergland. Unsere Brüder besuchten die einzelnen Dörfer und kehrten bei den in der Ebene Jesreel, im Libanon und in Syrien umherziehenden Beduinen ein, um auch ihnen die Botschaft von Jesus Christus zu sagen. Wir dürfen bezeugen, daß Gott ihnen Weisheit und Vollmacht gegeben hat, in Haifa und in den Dörfern und Gefängnissen des biblischen Landes bis zum Zweiten Weltkrieg einen gesegneten Pionierdienst zu tun. Es waren damals besonders Fritz Heinrici und Ibrahim Doany, die durch Jahrzehnte gemeinsam den Samen des Evangeliums ausstreuten. Unvergessen bleibt auch der Name des Beduinen-scheiches Rahal. In dessen Stamm tun die Missionare Martin Spangenberg und Sleman Arar heute noch den Dienst für Jesus. Talal, sein jüngster Sohn, ist jetzt Scheich des Stammes und ebenfalls Christ. Bruder Salim Yacoub hat die Arbeit von Bruder Ibrahim übernommen und besucht die Gefängnisse, die Dörfer und Gemeinden im Libanon und ist eifrig tätig als Prediger und Evangelist.

Jahrzehnte arbeiteten die Schwestern vom DFMB (Deutscher Frauen-Missions-Bund), Lisa Klahm und Ottilie Blunck, in El-Basa und nach dem Zweiten Weltkrieg im Libanon in Dbayeh und Majdalona. Gott hat ihren Dienst in Gemeinde und Schule gesegnet. Dieser wurde später von den Schwestern Marta Schreiber, Irmgard Klabunde und Dorle Beck übernommen. Unsere Schwestern haben Kontakt mit vielen jungen

Menschen in den Schulen und Jugendgruppen und sind zugleich Seelsorgerinnen für die Gemeinden, in denen sie arbeiten.

Die erste arabische Bibellese und ihre Folgen

Im Jahr 1967/68 wurde unser Mitarbeiter, Missionar Walter Wassermann, von einem libanesischen Pfarrer gebeten, eine *Bibellese* mit Auslegung für seine Gemeinde auszuarbeiten. Als es ihm nicht gelang, eine genügende Zahl arabischer Pfarrer und Prediger für diesen Auftrag zu vereinigen, baten wir den Textplanausschuß für die fortlaufende Bibellese der Evangelischen Kirche in Deutschland um das Recht, diese Ordnung in die arabische Welt zu verpflanzen. Es war uns möglich, auf diesem Wege in vier Jahren alle Texte des Neuen Testaments und wichtige Teile aus dem Alten Testament auszulegen.

Es war erstmalig, daß in der arabischen Sprache eine Bibellese herausgegeben werden konnte. Diese sprengte bald nach ihrem ersten Erscheinen den ursprünglich vorgesehenen Rahmen und fand weiteren Raum in allen christlichen Kirchen und Kreisen. Wir ahnten damals nicht, welchen Weg Gott uns damit führte und was er vorhatte. Um so mehr hat es uns dann überrascht, als wir gebeten wurden, die kurze Tagesbibellese für die täglichen Morgenandachten der Radioanstalten „Stimme des Evangeliums“ in Addis Abeba und später des Senders „ELWA“ in Monrovia zur Verfügung zu stellen. Wir hatten kein eigenes Studio, geschweige denn eine Sendeanlage und hätten auch diese teuren Sendungen nicht bezahlen können. Aber die Verantwortlichen der Studios nahmen mit Dank unsere Druckerzeugnisse als Grundlage für ihre Sendungen, so daß in den letzten vier Jahren etwa 5000 Programme aus unseren Vorlagen geformt und ausgestrahlt werden konnten. Wie dankbar sind wir dem Herrn für diese Möglichkeiten, die er uns bis heute erhalten hat!

Die Reaktion, vor allem junger Menschen, auf diese Radio-sendungen war so stark, daß Tausende schrieben. Auf der einen Seite handelte es sich um einsame Christen, besonders am Nil, die sich auf diesem Wege mitten im islamischen Land mit vielen Christen und Hörern verbunden wußten und Dankesbriefe schrieben, weil man sie nicht vergessen hatte. Für sie sind die Radioandachten eine besondere Stärkung. Andere Hörer schrieben und wollten Antwort haben auf konkrete Fragen des Glaubens. Die Frage nach dem Weg zu Gott wurde gestellt, oder: Wer ist größer, Jesus oder Mohammed? Man wollte wissen, welche Bedeutung die Bibel und der Koran haben. Nicht zuletzt wurde nach der arabischen Niederlage im Juni 1967 die Frage gestellt: Wer ist größer, der Gott Mohammeds oder der Gott Israels?

Unsere Brüder konnten solche Fragen nicht einfach in einem Brief beantworten. Es entstanden Hefte und Bücher, in denen die Probleme und die Antwort darauf von unseren arabischen Mitarbeitern, vor Gott durchdacht und durchbetet, niedergeschrieben wurden. Es kam zu einer regelrechten *Bibel- und Literaturmission*, verbunden mit einer Traktatmission. Es wurden Traktate, vierseitige Monatsprüche, Verteilkarten, Plakate, Kalender und schließlich der Aufruf zu Diensten und Zeugnissen gedruckt. So konnten in den letzten vier Jahren 5 Millionen dieser Blätter versandt werden. Zehn verschiedene Bücher mit je über 100 Seiten und einer Gesamtauflage von 25 000 Exemplaren wurden gedruckt. Dazu kommen 28 verschiedene Hefte, jedes zwischen 24 und 80 Seiten, mit zusammen 190 000 Exemplaren. Mit mehr als 3000 jungen Menschen konnten wir eine regelmäßige Verbindung aufnehmen, viele davon haben sich entschlossen, Traktate und Antworthefte zu verteilen, so daß wir heute vor der Tatsache stehen, daß Gott mitten im Durcheinander der arabischen Völker sein Evangelium in einer ganz besonderen Weise verkünden läßt. Wir haben wie nie zuvor offene Türen.

Junge Menschen als Helfer

Die Besuche bei unseren ehrenamtlichen Mitarbeitern in den arabischen Ländern des Nahen Ostens und Nordafrikas haben uns gezeigt, daß eine junge Mannschaft an der Arbeit ist und uns hilft, den Samen des Evangeliums auszustreuen. Sie tut diesen Dienst oft unter Einsatz ihres Lebens. Darum haben wir sie auch gebeten, die jeweiligen Monatssprüche des Jahres selbst auszusuchen. Unser Helferkreis bekommt ein Jahr im voraus den Bibelleseplan zugesandt, aus dem dann 100 bis 200 junge Männer, Mädchen und Erwachsene solche Sprüche herausuchen, die sie beeindruckten und von denen sie meinen, daß sie in der arabischen Welt verbreitet werden sollten. Diese Monatssprüche werden nicht nur auf Buntkarton zum Aufhängen an die Wand gedruckt, sondern jeweils auch als Traktate mit 500 Worten ausgelegt und zu Tausenden verteilt. Die Auswahl zeigt uns, wie die Helfer selbst mit dem Wort Gottes leben und daß sie das Geheimnis der Bibel erfaßt haben.

Schon in den Tagen der Väter ging vom Berg Karmel die Botschaft aus in alle Morgenlande. Es ist Gottes Werk heute, daß auch die gesamte arabische Welt Nordafrikas erfaßt wird. Wir dürfen seine Handlanger sein. Wie Gott uns in der Vergangenheit Frucht des Dienstes schenkte, so erbitten und erleben wir sie in vermehrtem Maße heute.

Erich Schmiedinghoff
Evangelische Karmel-Mission

„ER IST DAS LICHT DER BLINDEN“

Besuch in einer äthiopischen Blindenschule

Ankunft in Soddu

Nach rund 400 Kilometer Autofahrt auf miserablen Landstraßen kommen endlich die Häuser und Hütten von Soddu in Sicht. Es handelt sich um eine größere dörfliche Ansiedlung, die der Missionsstation der Sudan-Inland-Mission den Namen gegeben hat. Ich frage nach der Missionsstation und werde in einen schmalen Lehmweg gewiesen. Dieser führt direkt zum weitläufigen Missionsgelände mit seiner Kirche, dem Hospital, den Schulgebäuden und Missionarshäusern. Sogleich fällt mir ein langgestreckter, einstöckiger Neubau mit vielen Fenstern auf, der direkt an der Straße steht. Im Vorbeifahren sehe ich Kinder an den Fenstern. Das ist sicher unsere Blindenschule!

Vor dem Hauptgebäude der Station halte ich an. Fast zehn Stunden hat die Fahrt gedauert. Eine schlanke, dunkelhaarige Frau, etwa Mitte vierzig, eilt auf mich zu. Auf dem sympathischen Gesicht ist deutlich die Freude zu erkennen. Es ist Fräulein Neufeld, die mich in gebrochenem Deutsch begrüßt. Ihre Eltern waren Deutsche, die nach Kanada ausgewanderten. Zwölf Jahre schon tut sie ihren Dienst als Lehrerin und Missionarin hier in Äthiopien. Seitdem sie sich der Blindenschularbeit zugewandt hat, schlug sie schon manche bedeutendere Stellung aus, um ihre Blinden nicht allein zu lassen.

Über den großen Schulplatz eile ich mit ihr zu dem neuen Gebäude hinüber. Es wurde im vergangenen Jahr aus Mitteln der Christoffel-Blindenmission (CBM) errichtet, hat eine Länge von rund 40 Metern und vereinigt vier große Schul-

räume sowie zwei Schlafräume unter einem Dach. Im Oktober 1967 hat die CBM die gesamte Versorgung der Blindenschule Soddu übernommen. Die dringend nötige und wichtige Arbeit überstieg die Finanzierungsmöglichkeiten der Sudan-Inland-Mission. Es ist ein Vorrecht, hier helfen zu dürfen. Schon haben 90 blinde Schüler ihre Heimat gefunden.

Hell und fröhlich schallt uns ein Lied entgegen. Ein kleiner Knirps, der an der Tür als „Spion“ horcht, hat schnell unsere Ankunft mitgeteilt. Etwas verlegen, aber mit gespitzten Ohren, hören alle zu, als Fräulein Neufeld ihnen eröffnet, daß der lang erwartete Besuch aus dem fernen Deutschland jetzt da sei. Ein Aufleuchten geht über die Gesichter. Noch etwas schüchtern drücken mir die Kinder anschließend die Hand. Wie gern habe ich diese kleinen tastenden Hände wiedergedrückt!

Setas Schicksal

Ein blinder Junge ist dabei, der mir regelrecht um den Hals fällt. Sein Gesicht mit den erloschenen Augen darin strahlt vor Freude. Es ist ein Gesicht, das ganz von den häßlichen Narben der Pocken entstellt ist.

Seta, so heißt der Bub, hat sein Augenlicht im fünften Lebensjahr verloren. Solange seine Mutter noch lebte, war es für ihn leichter, sein dunkles Los zu ertragen. Doch als er neun Jahre alt war, starb sie, und nun begann eine schwere Zeit für ihn. Überall nur als unnützer Esser angesehen und herumgestoßen, durchlebte er die ganze Bitternis, der die Blinden in Afrika ausgesetzt sind. Bei den Verwandten, die ihn zunächst in ihrer Hütte aufnahmen, wurde er oft geschlagen. Am schwersten traf es ihn aber, daß er nicht mehr die christlichen Versammlungen besuchen durfte, zu denen ihn seine Mutter früher immer mitgenommen hatte.

Eines Tages hielt es Seta nicht mehr aus und schlich sich heimlich davon. Barfuß, nur mit einem abgetragenen, löchrigen Baumwolltuch bekleidet, ertastete er sich an seinem langen Stock den Weg. Er aß, was er gerade fand oder was mitleidige Menschen ihm zuwarfen. Später, als er die Autostraße erreicht hatte, lebte er ganz vom Betteln. Für zwei Jahre fand er bei dem Besitzer einer üblen Straßenschenke Unterschlupf.

Dann kam der Tag, an dem Seta zum erstenmal von der Blindenschule in Soddu hörte. Ein Landstreicher erzählte dem Wirt davon, und beide brachen in lautes Hohngelächter aus ob der Torheit der weißen Missionare, die sich um arme Blinde kümmerten. Seta aber vergaß den Namen Soddu nicht mehr. Mit ihm war ein Licht- und Hoffnungsschimmer in sein dunkles Leben gefallen. Es dauerte noch ein halbes Jahr, bis er am Ziel seiner Sehnsucht angelangt war. Hier weiß er sich nun geborgen. Begierig nimmt er alles auf, was es in der Schule zu lernen gibt. Seitdem er sich unter der Verkündigung der Frohen Botschaft ganz klar für ein Leben mit Christus entschieden hat, ist es sein größter Herzenswunsch, dem Herrn später einmal als Evangelist zu dienen.

Setas Blindenschicksal ist nur ein einziges von so vielen Tausenden in Äthiopien.

Hilfe zur Selbsthilfe

Am nächsten Morgen mache ich einen Rundgang durch die Klassenzimmer, beobachte Schüler und Lehrer beim Unterricht und erhalte einen guten Einblick in den Ausbildungsstand. Der Lehrplan ist der gleiche wie in den äthiopischen Schulen für sehende Kinder.

Es beeindruckt mich, wie gut sich unsere Schüler der Blindenschrift zu bedienen wissen, sei es mit der Punktschrifttafel

oder auf der Schreibmaschine. Fließend werden die vorgelesenen Texte übertragen. Auch das Rechnen geht erstaunlich fix von der Hand. Beim Erdkunde-Unterricht am Globus bin ich überrascht, wie schnell sich die tastenden Finger zu rechtfinden und wie prompt sie die Länder, Städte und Flüsse finden, nach denen ich frage. Wie großartig sich doch der Tastsinn bei systematischer Übung ausbilden läßt!

An einem weiteren Tag nehme ich mir Zeit für das Werkstattgebäude, das ebenfalls mit Hilfe der CBM erstellt worden ist. Es liegt etwa 70 Meter von der Schule entfernt und überragt die andern Häuser.

Allerlei Flecht- und Korbarbeiten, teilweise schon fertig, zum Teil aber auch noch im „Rohbau“, stapeln sich in den Regalen und auf den Tischen. Das Magazin ist angefüllt mit Werkmaterialien aller Art: Bast, Weiden, Kokos- und Sisalfasern, Borsten und Schnüren verschiedenster Farben und Stärke. Staunend sehe ich einem Blinden zu, wie er geschickt die Kettfäden seines Webstuhls abtastet, bis er das Schiffchen gefunden hat. Mit den Füßen ist er schon in die Schlaufen der Pedale geschlüpft. Noch ein paar vorsichtige Bewegungen, und schon beginnt er flott zu weben.

So flink und sicher sind natürlich noch nicht alle Blinden. Das Anlernen braucht Zeit und Geduld. Aber Freude scheinen alle an der Arbeit zu haben. Mit Interesse beobachte ich, wie aus den Gesichtern alle Starre gewichen ist. Der ängstlich verschlossene Gesichtsausdruck ist einer gelösten Konzentration gewichen. Körbe, Schemel, Matten und Seile werden hergestellt. Einfache Zimmermannsarbeiten und das Anfertigen von irdenem Geschirr kann erlernt werden. Blinde Mädchen lernen alle wichtigen hauswirtschaftlichen Arbeiten selbständig und sauber verrichten.

Der Zeitpunkt ist bereits abzusehen, wo die meisten unserer blinden Pflegebefohlenen wieder in ihre Dörfer zurückkehren

können, fähig, sich fortan mit eigener Hände Arbeit durchzubringen, statt anderen zur Last zu fallen. Andere Nichtsehende werden in die Blindenschule nachrücken können. Soddu hat eine lange Warteliste.

Die Bibelbesprechstunde

Diese Zusammenkunft der Blinden ist etwas vom Beglückendsten, was mir in Äthiopien begegnet ist. Ich erlebe, mit welcher innerer Beteiligung sich die blinden Jugendlichen mit dem Wort Gottes beschäftigen, mit welchem Eifer schon die Kleinen ihre Bibelverse auswendig lernen und mit welcher Hingabe sie die schönen Evangeliumslieder singen.

Die sich anschließende freiwillige Gebetsgemeinschaft ist ein einziger Dank und Lobpreis dafür, daß die Frohe Botschaft nun auch ihnen zugänglich ist, daß ihnen aus großen Nöten herausgeholfen wurde und daß sie eine Unterkunft haben, satt werden und etwas Nützliches lernen dürfen. In einer Pappschachtel wird eine Kollekte eingesammelt. Der erstaunlich hohe Betrag ist für den aus unserer Schule hervorgegangenen blinden Evangelisten Tessfaye bestimmt. Ihm wollen die Schüler ermöglichen, noch weiter entfernt liegende Ortschaften aufzusuchen. Auch dort sollen die Menschen von dem Gott und Heiland hören, der das Licht der Blinden und aller Welt ist und der in seiner Liebe die Verlorenen sucht und zum ewigen Leben führt.

Ferdinand Samson
Christoffel-Blindenmission im Orient

„ER FÜHRET MICH AUF RECHTER STRASSE“

Letzte Zeugnisse einer Frühvollendeten

Der 2. August 1971 in Holé

Holé ist eine Station der Chrischona-Mission in Äthiopien, 175 Kilometer von der Hauptstadt Addis Abeba entfernt. Besonders notvolle Umstände führten dazu, daß ab Mai 1971 Schwester Elsbeth Schinzel als einzige Weiße dort zurückblieb. Sie stammte aus Thalwil am Zürichsee (geb. 1934), war gelernte Kranken- und Operationsschwester und hatte zwei Jahre die Bibelschule Chrischona besucht. Sie hatte den Ruf Gottes vernommen, den Menschen nicht nur in der Krankenpflege zu dienen, sondern als Missionarin auch das Wort des Evangeliums ausbreiten zu helfen. Das tat sie seit 1965 in Äthiopien. Sie gewann großes Vertrauen bei den Eingeborenen.

In Holé hatte sich die Krankenpflege-, Schul- und Missionsarbeit erfreulich entwickelt. Versuche, in die Einsamkeit von Schwester Elsbeth ihre leibliche Schwester Esther aus der Schweiz, eine Diakonisse von St. Chrischona, zu entsenden, waren leider fehlgeschlagen, da sich in der Heimat keine Vertretung fand. Schwester Elsbeth wollte nun tapfer die Zeit des Alleinseins durchstehen. Die Nachbarstation Addis Brhan ist etwa 28 Kilometer entfernt. Die Mitschwestern von dort machten sich zu Besuchen frei, so oft sie konnten. Alle Missionarinnen verbrachten ein köstliches verlängertes Wochenende vom 23. bis 25. Juli miteinander. U. a. hörten sie eine Schallplatte in Züridütsch, auf der an Hand des Gleichnisses von den fünf klugen und den fünf törichten Jungfrauen zur Wachsamkeit im Glauben aufgefordert wurde: „Wach müend er blybe. Ir wüssed ja nüd, wänn de Herr chunt!“ Den

Besucherinnen hat es sich tief eingepägt, wie in der Gebetsgemeinschaft Schwester Elsbeth mit großem Ernst darum bat, daß sie doch ja keine törichte und schläfrige, sondern eine allezeit wache und bereite Jüngerin sein möchte.

Nach diesem fröhlich-ernsten Zusammensein traf es die Mitschwestern als ein ungeheurer Schock, als sie am Nachmittag des 2. August erfuhren, daß vor wenigen Stunden Elsbeth Schinzel in ihrem Büro tot aufgefunden worden war. Sie war ermordet worden! Und der Täter war ein einheimischer Christ! Ato Sematscho war einmal als einer der hoffnungsvollsten Lehrer in der Missionsschularbeit angesehen worden. Er besaß eine gute evangelistische Begabung. Er war zwar schon einmal des Diebstahls an Schulgeldern überführt worden, schien aber reumütig Buße getan zu haben. Am 2. August, als die meisten Arbeiter der Station zu Bauarbeiten nach Addis Brhan gefahren waren, drang er um die Mittagszeit in das Büro der einsamen Schwester ein und wurde aus Geldgier zu ihrem Mörder.

Das dunkle Geschehen hat bei vielen große Trauer und Bestürzung hervorgerufen. Hier sind billige Erklärungen über die Wege Gottes fehl am Platze. Es gibt Führungen — gerade in der Mission —, wo man sich still, unter Tränen, bescheiden muß: „Gott, dein Weg ist heilig.“

Einige Lichtein sind ins Dunkel gefallen. Sie haben das Geschehen nicht erklärt, aber da hinein Spuren von Trost gebracht. Die Eltern in der Schweiz haben den Mörder wissen lassen, daß sie ihm seine Untat vergeben hätten.

Diese Nachricht hat viele tief beeindruckt und sie etwas von der Macht Jesu in und über Menschen verspüren zu lassen. Über die Christen in der Gegend, wo der Mord geschah, ist ein großer, heilsamer Schrecken gekommen. Sie haben in ihr eigenes Wesen hineingeschaut und die Wurzel zu allem Bösen darin entdeckt. Sie haben den Herrn um ein Herz gebeten,

das ungeteilt an ihm hängt und sich nicht in Geld- und Weltliebe verstrickt. Einige Mohammedaner, die sich aus Furcht vor den Menschen nur heimlich zur Nachfolge Jesu entschlossen hatten, traten jetzt mit dem Bekenntnis ihres Glaubens tapfer öffentlich hervor.

Nun wollen wir die frühvollendete Missionarin Elsbeth Schinzel (1934 - 1971) noch ein wenig näher kennenlernen, indem wir Auszüge aus ihrem Tagebuch und ihren letzten Briefen zu uns reden lassen.

Aus dem Tagebuch des Jahres 1971

Neujahr 1971: Das Los, das Vati mir zu Hause zog und wie immer zuschickte, lautet: „Er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen“ (Ps. 23, 3). — Lob und Dank, zwischen unseren Leuten (Eingeborenen) ist Vergebung und Frieden geworden.

1.—5. Februar: Kinder haben zu viele Tabletten geschluckt. Ich kann nur Gottes Erbarmen und Bewahren erleben und mich an die Tageslosung halten: „Zuflucht ist bei dem alten Gott!“ — Lob und Dank, daß es den meisten Kindern besser geht! . . .

6. März: Echo sind wir immer. Es kommt nur darauf an, auf was.

19. u. 20. April: Missionarskonferenz in Addis Abeba. Der kleine Markus Friess stirbt an einer Magenkomplikation. Wir können's nicht fassen, aber er ist nicht ewig verloren. Wie wunderbar, um diese lebendige Hoffnung zu wissen!

Juni: Oft einsam, viel Anfechtung, aber immer wieder Stärkung aus Gottes Wort.

23.—25. Juli: Wegen des Geburtstages des Kaisers verlän-

gertes Wochenende. Die Schwestern aus Addis Brhan besuchen mich. Welch köstliches Erlebnis!

1. August (letzter Eintrag): Wer müde wird, wer die Menschen in seiner Umgebung „satt“ bekommt, hat für seine eigene Person noch nicht genügend Barmherzigkeit in Anspruch genommen. Nur wer selber Vergebung empfängt, kann Vergebung weitergeben.

Aus dem letzten Freundes-Rundbrief

Holé, im Juli 1971

... In dem uns allen bekannten Psalm 23 steht das Wort, das mir der Herr zum Jahresanfang 1971 gab: „Er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen.“ Schon ist die Hälfte dieses Jahres vorbei, und im Hinblick darauf kann ich nur danken, wie oft er mich ruhig und getrost gemacht hat durch dieses Wort und mich sein Führen erkennen ließ. Ja, wir haben einen lebendigen Herrn. Ihm zu vertrauen, an ihn zu glauben ist nicht umsonst, wenn es auch immer wieder ein Wagnis ist ...

Ein Ehepaar in unserem Nachbardorf und der junge Lehrer in unserer Nähe stehen bewußt in der Nachfolge Jesu. Das heißt für sie, ihre vielen Sitten und Gebräuche an Gottes Wort und Willen zu prüfen, um dann entschieden zu lassen, was dem Herrn nicht gefällt. Laßt uns ihnen durch treue Fürbitte, als Bruder und Schwester, zur Seite stehen! Es ist sehr schwer für sie, innerhalb ihrer engen Sippengemeinschaft den Jesusweg zu gehen, aber wunderbar ist es doch, daß sie nicht ausgestoßen werden. So bleibt ihnen Gelegenheit zum Zeugnis.

Haile Mariam, mein Klinikshelfer, der nachmittags frei ist, ist bereit, hinauszuziehen in die Hütten der Umgebung, um einen Evangelistendienst zu tun. Dies ist auch der Wunsch

eines jungen Mannes, dem ein schweres Unglück passierte, durch den ein Mann ums Leben kam. Er möchte auch in seiner Hütte jeden Dienstagabend Freunde um sich sammeln, um mit ihnen Gottes Wort zu lesen und zu beten. Das ist eine besondere Freude für uns. Bitte, beten Sie auch für diese beiden!

An ihre Schwester Esther zum Geburtstag

(Dieser Brief ist vermutlich am 1. August 1971 geschrieben — somit das letzte Lebenszeichen, das es von Elsbeth Schinzel gibt.)

„Anderen ein Sonnenschein sein, das ist in dunklen Tagen eine besonders wichtige Aufgabe“ (Fr. von Bodelschwingh). — Für Dein neues Lebensjahr meine herzlichsten Segenswünsche! Möge es reich sein an Freude, an Kraft, die sich erweist in Schwachheit, an Gottesliebe und Gotteserkenntnis.

Ganz herzlich danke ich Dir für Deinen lieben Brief vom Mutterhaus aus. Ja, gewiß, es ist recht so, wie der Herr es fügte mit Deinem Hier- bzw. Nichthiersein. Mir darf es gut gehen . . .

Die Regenzeit ist für mich auch Unterrichtszeit geworden. Zwei Frauen gebe ich an einigen Tagen Lese- und Schreibunterricht. Mit fünf einheimischen Gläubigen bereite ich eine Kinderevangelisation vor. Am Dienstagnachmittag sitzen wir mit Frauen über Gottes Wort zusammen. Solches Lehren ist immer wieder Freude und Last. Ich spüre die Verantwortung, daß ich doch nicht andern predige und selbst verwerflich werde, daß ich . . . Täter des Wortes sei.

Arno Pagel
Elsbeth Schinzel †
Chrischona-Mission in
Äthiopien

GEWINNEN UND WEITERFÜHREN

Pionierarbeit im Süden Tansanias

Vor 16 Jahren und heute

Im Frühjahr 1957 reiste eine Gruppe von vier Wiedenester Missionaren nach Tansania aus. Auf einer längeren Erkundungsfahrt wurden die ersten Kontakte mit dem Sultan und den Dorfältesten in Mbesa und Umgebung geknüpft. In einem Gelände, das mit hohen Bäumen und hohem Gras bewachsen war, sollte bald eine Missionsstation entstehen. Es war ein Glaubenswagnis, die Pionierarbeit im Süden Tansanias mit dem Versprechen zu beginnen, auch ein Krankenhaus zu errichten. Weder die erforderlichen Geldmittel noch ein Arzt standen damals zur Verfügung.

Von Anfang an war der missionarische Dienst eng mit sozialer und medizinischer Arbeit sowie mit der Fürsorge für Waisenkinder verbunden. Über die leibliche Hilfe fanden die Missionare bald Zugang zu den Herzen der Afrikaner. Heute erstreckt sich das Arbeitsgebiet im Süden Tansanias von Mtwara am Indischen Ozean bis zum Nyassa-See an der Westgrenze des Landes. Etwa 2 Millionen Menschen wohnen in diesem Gebiet. An über 70 Plätzen wird regelmäßig das Evangelium verkündigt. Hunderte von Afrikanern haben im Glauben Jesus als ihren Herrn und Heiland angenommen. Kleine Gemeinden und Christengruppen sind, über das ganze, 800 Kilometer breite Arbeitsgebiet zerstreut, entstanden. Acht Missionsstationen werden unterhalten. Davon sind sieben von Weißen und eine von einem afrikanischen Ehepaar besetzt.

Besonders starke und weitreichende Auswirkung hat die medizinische Arbeit. Allein in Mbesa sind bisher über 1 000 000 Behandlungen durchgeführt worden.

Es stehen heute etwa 40 deutsche und schweizer Missionare in der Arbeit. Die geistlichen Schwerpunkte ihres Dienstes liegen in der Evangelisation der noch unerreichten Gebiete, der inneren Weiterführung der Gläubigen und der Ausbildung der Mitarbeiter. Ungefähr zehn afrikanische Mitarbeiter stehen im vollzeitlichen Dienst, ebenso viele befinden sich zeitweise im Einsatz. Der Hauptanteil der Verkündigung in den Gemeinden liegt bereits bei den einheimischen Brüdern.

Der zweite Teil des Missionsbefehls

In Verbindung mit einer sehr gesegneten Konferenz wurde in Tunduru im August 1968 die neue, schöne Kanisa (Kirche) eingeweiht. Die afrikanischen Gläubigen hatten auch weite Entfernungen nicht gescheut. Sogar von Mtwara an der Küste (etwa 400 Kilometer entfernt), wie auch von Songea (etwa 280 Kilometer westlich) waren sie gekommen.

Und doch legte sich in den Tagen auf die Missionare und die verantwortlichen Mitarbeiter eine schwere Last. Einige der jungen Gläubigen hatten um eine Sonderbesprechung gebeten, bei der sie die große Not in ihren Buschgemeinden schilderten. Aus einer entlegenen Gegend wurde berichtet, daß es dort in der Gemeinde nur einen einzigen Mann gab, der etwas lesen konnte. Man kannte auch nur zwei Lieder. „Was wollt ihr für unsere geistliche Weiterführung tun?“ fragten die Leute. „Daß uns der Missionar alle zwei bis drei Wochen einmal besucht, reicht nicht aus. Wenn wir nicht intensiver im Wort Gottes unterrichtet werden, wird bald die angefangene Arbeit wieder zerfallen.“ Wir empfanden es alle: Hier muß etwas getan werden. Wir brauchen einen Ort für die jungen Gemeinden, an dem wir den zweiten Teil des Missionsbefehls Jesu ausführen können: „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.“

Ein Jahr später war bereits einiges geschehen. Emanuël, unser afrikanischer Mitarbeiter in Tunduru, hatte sein Feld im nahegelegenen Nanjoka zur Verfügung gestellt, und Regierungsbeamte erteilten uns die vorläufige Genehmigung zum Beginn der Bauarbeiten.

Im März 1970 begannen wir dann mit dem Bau der ersten massiven Häuser. Von Tunduru aus fuhr ich fast täglich die etwa sieben Kilometer nach Nanjoka hinaus und leitete die Bauarbeiten. Mitte Juni konnte bereits der erste Bibelkursus mit etwa 25 Teilnehmern beginnen. Die Missionare von den anderen Stationen unterrichteten wochenweise als Gastlehrer.

Ein reiches Programm

Auch der afrikanische Bruder Hadoram aus Daressalaam, ein ehemaliger Volksschullehrer, der jetzt als Stadt- und Radiomissionar arbeitet, beteiligte sich am Unterricht. Als er jedoch feststellte, daß von seinen Schülern einige weder lesen noch schreiben konnten, fischte er sie sofort heraus und begann mit ihnen einen Sonderkursus. Der Erfolg war so erstaunlich, daß er seitdem jedes Jahr einen sechswöchigen Kursus für Analphabeten durchführt. Fröhlich und nachmittags erteilt er biblischen Unterricht, und in den Vormittagsstunden wird Lesen und Schreiben geübt. Von Hadorams Unterricht her gab es in einigen Gemeinden einen geistlichen Aufschwung. Einige von seinen Schülern nahmen anschließend an weiteren Bibelkursen teil.

Manche Schüler haben bezeugt, daß sie während der Bibelkurse besondere Erfahrungen mit dem Herrn hatten und von alten Bindungen frei wurden. An den Wochenenden sind die Teilnehmer oft unterwegs, um die Botschaft von Jesus in die nähere und weitere Umgebung hinauszutragen.

Inzwischen haben sich unter den Schülern einige Evangeliumsteams gebildet. Wenn keine Kurse stattfinden, evangelisieren sie in verschiedenen Dörfern mit Schriften und im persönlichen Zeugnis. Sie bleiben meistens drei bis vier Wochen in den Dörfern und kommen dann für eine Woche zum gemeinsamen Austausch, zum Gebet und zur neuen Zusrüstung zurück. Neben den regelmäßigen Bibelkursen, die vier und zehn Wochen dauern, werden auch Jugend-, Frauen- und Singwochen durchgeführt.

Ein anderer Arbeitszweig in der Bibelschule ist der landwirtschaftliche Unterricht. Wir versuchen, unseren Schülern zu zeigen, wie sie durch sinnvollere Anbauweise und durch fachmännische Anwendung von Natur- und Kunstdünger bessere Ernten erzielen können. Gemüsegärten und Obstbau sind vielen bisher fremd. In unserer Zitrusbaumschule, die sich sehr erfreulich entwickelt hat, lernen die Schüler die verschiedenen Arten der Veredelung.

Die beiden Fischteiche und der Geflügelhof sind nicht nur für die eigene Küche da, sondern sollen Anschauungsunterricht bieten, wie man selber mit ganz geringen Mitteln und einiger Mühe etwas Ähnliches anfangen kann:

Ein Zeugnis für die ganze Umgebung

Einer unserer treuesten afrikanischen Mitarbeiter sei vorgestellt: Evangelist Danieli. Er war Mohammedaner, betete aber auch zu den Ahnen. Als tüchtiger junger Mann hatte er die seltene Gelegenheit, das Schmiedehandwerk zu erlernen. Mit viel Geschick fertigte er Speere an. Kurz nachdem die ersten Missionare nach Mbesa und Marumba gekommen waren, bewarb er sich bei ihnen um Arbeit. Er wurde für die Station Marumba angenommen. Später bekam er eine Stelle als Wäscher auf der Hauptstation Mbesa. Dort hörte er

viel von Jesus. Er wollte damals schon dem Herrn nachfolgen, doch es fehlte ihm der Mut zum offenen Bekenntnis. Er kündigte seine Arbeitsstelle und kehrte nach Hause, in die Nähe von Marumba zurück. Ein Missionar gab ihm ein Neues Testament mit.

Wie die meisten seiner Stammesgenossen ernährte er sich von der kärglichen Landwirtschaft. Doch er konnte Jesus nicht vergessen. Er bemühte sich erneut um Arbeit auf der nahegelegenen Missionsstation. Diesmal wurde er als medizinischer Helfer eingestellt. Schnell lernte er das Verbinden und Spritzen, ja er zog sogar Zähne. Wieder traf ihn die Botschaft der Bibel, und dieses Mal entschied er sich klar, Jesus nachzufolgen. Er ließ sich schon bald öffentlich taufen. Durch die Änderung seines islamischen Namens „Bakari“ in „Danieli“ bezeugte er, daß er ein neuer Mensch geworden war. Nicht lange nach seiner Taufe äußerte er den Wunsch, an einem Bibelkursus in Mtwara teilzunehmen. Nach seiner Rückkehr war er oft zu Fuß oder mit dem Fahrrad unterwegs. Er sprach in Freiversammlungen und besuchte einzelne. Auch die letzten seiner Stammesgenossen sollten von Jesus hören. Er teilte sich mit dem Missionar in den Gottesdienst und übernahm die Sonntagsschule.

In der kleinen Buschschule erteilte Danieli Religionsunterricht. Fast täglich gab er seiner Familie biblische Unterweisung. Auch seine Frau ließ sich taufen, und der älteste Sohn folgte einige Jahre später. Der hartnäckige Widerstand seiner Stammesgenossen bewog ihn, in die Nähe der Missionsstation zu ziehen. Durch Danielis treuen evangelistischen Dienst fanden eine Reihe Menschen zu Jesus. Er ist mit seiner Familie ein Zeugnis für die ganze Umgebung.

Wilhelm Kunz und Helmut Gräf
Missionshaus Bibelschule Wiedenest

EINE TRÄNENSAAT, DIE FRUCHT BRACHTE

Das Evangelium unter den Pokomo in Kenia

„Wir armen Missionare sind von ihm geliebt“

1887 begann die Neukirchener Missionsarbeit unter dem Volk der Pokomo am Tanafluß in Kenia. Ferdinand Würtz, einer der ersten Missionspioniere, schrieb im April 1888 an den damaligen Missionsinspektor Julius Stursberg: „Der Herr helfe! Wir sind fest entschlossen, nicht aufzugeben.“

Dieser Glaubensvorsatz war in einer Lage gefaßt, die menschlich aussichtslos war. Würtz war sehr krank. Erst vor einem Monat hatten er und Missionar Wilhelm Weber vor den räuberischen Somali flüchten müssen, die den größten Teil ihrer Habe wegschleppten. Aus der Ferne sahen sie das Dorf Ngao in Flammen aufgehen, in dem sie gerade mit dem Bau eines Wohnhauses begonnen hatten.

Ende Mai 1887 kam Missionar Heinrich Blecher den beiden Pionieren zu Hilfe. Doch schon nach zwei Monaten mußten sie den jungen Bruder zu Grabe tragen. Drei Wochen später starb Frau Weber nach der Geburt ihres Kindes. Bald darauf reiste Weber mit dem Kind in die Heimat.

Würtz blieb allein zurück. Nach der neunten Ruhrerkrankung schrieb er: „Ich blicke auf Jesum, und da wird mir wohl, denn die Mission ist seine Sache, und wir armen Missionare sind von ihm geliebt. Ich werde immer mehr davon überzeugt, daß alles darauf ankommt, daß ich ihn habe und in ihm erfunden werde, es sei fröhlich, arbeitend, leidend oder sterbend.“

Der tapfere Pionier hat noch den Anfang davon erlebt, daß auch in die geistliche Nacht des Pokomovolkes das Licht des

Evangeliums drang. Drei Tage vor seiner Heimreise im Jahr 1894 wurden die ersten Heiden getauft. Die Heimreise von Würtz wurde zugleich sein Heimgang. Er starb in Marseille an den Folgen von Schwarzwasserfieber. In den folgenden Jahren war es das Geschick weiterer Missionare, im Pokomoland „in Geduld, leidend und sterbend“ das Evangelium zu bezeugen. Es erfüllte sich aber auch der Gebetswunsch der früh vollendeten Frau Weber: „Der Herr möge viel Segen hier geben, daß auch noch viele Pokomo das Lied des Lammes singen können.“ Durch Verfolgungen, Anfechtungen und Glaubenskämpfe hindurch hat sich bis in die Gegenwart hinein eine Jüngerschar bewährt.

Ein Zauberer kommt zum Glauben

Die Kraft des Wortes Gottes erlebte auch Abae. Mit anderen Zauberern hatte er tagelang an einem okkulten Fest teilgenommen. Auf ihrem Heimweg begegneten die Zauberer in einem Dorf einem Missionar, der die Botschaft von Jesus verkündigte. Aber nur Abae blieb stehen und hörte für eine kurze Zeit der Verkündigung zu. Das Gehörte machte ihn unruhig. In seinem Herzen wogte der Kampf zwischen Licht und Finsternis. Die Zauberer, denen er das Erlebte mitteilte, setzten ihm hart zu. Doch er entschied sich für Jesus. Er hatte sein Wort gehört und wurde ihm gehorsam. Abae wurde Lehrer und Evangelist. Er hat mit seiner Frau viele Jahre unter seinem Volk einen gesegneten Dienst getan.

Die blinde Ndarama

Eine Anzahl Pokomofrauen haben sich versammelt. Eine von ihnen liest das Gleichnis von den fünf törichten und den fünf klugen Jungfrauen. Dann richten sich alle Blicke auf die

blinde Ndarama, die nun das biblische Wort auslegt. Sie tut es so, daß alle folgen und verstehen können. Sie lebt im Worte Gottes. In ihrem Leben hat sie viel Leid und Not gehabt. Von ihrem schwersten Erleben soll sie uns selber erzählen:

„Solange ich noch durch Feldarbeit unseren Lebensunterhalt miterwerben konnte, ging es meinem Mann und mir erträglich. Wir hatten keine Kinder. Das ist im Denken meines Volkes eine Schmach für eine Frau. Als ich dann blind wurde und keine Arbeit mehr tun konnte, wurde es in meinem Herzen ganz dunkel. Arge Gedanken verwirrten mein Herz. Anderen hatte Gott Kinder geschenkt, die die Eltern im Alter versorgen. In meinem Leben hatte sich Leid und Not gehäuft. Ich begann mit Gott zu hadern. Warum führte er gerade mich so schwere Wege? Je mehr ich solchen Gedanken nachgrübelte, desto finsterner wurde es in meinem Herzen. Eine große Unruhe überfiel mich. Dann aber kam ein Lichtstrahl. Ich fragte mich: ‚Warum mußte Gott dir soviel Leid schicken? Hättest du alle Freude dieses Lebens gekostet, wie leicht hätte dein Herz sich daran gehängt, und du hättest dich von deinem Gott entfernt! Ist es nicht besser, daß du blind und arm in der Nähe Gottes bist, als daß du mit sehenden Augen deinen Herrn verlierst?‘ Da wurde es wieder hell in meinem Herzen. Einmal werde ich ja auch nicht mehr blind sein, sondern meinen Gott und Heiland in der Herrlichkeit sehen.“

Sonntags nach dem Gottesdienst sah man Ndarama oft durchs Dorf gehen. Von einem Kind ließ sie sich an einem Stock führen. Sie suchte die Hütten der Kranken und Alten auf und erzählte ihnen, was sie aus der Predigt behalten hatte.

„Ich lasse euch zurück in Gottes Händen“

Ins Missionskrankenhaus ist eine schwerkranke Christin aus der Nachbargemeinde eingeliefert worden. Tagelang schwebt die junge Frau zwischen Leben und Tod. Sie ist die letzte Hoffnung der ergrauten Eltern, die schon eine Anzahl Kinder durch den Tod verloren haben. Man läßt nichts unversucht, um die junge werdende Mutter dem Leben zu erhalten. Doch es tritt keine Besserung ein. Traurig sitzen die Eltern am Bett der Tochter. Der Vater nimmt immer wieder ihre Hand und läßt sie in der seinen ruhen. Er fleht zu Gott, daß er ihnen das Kind erhalte. Draußen auf der Veranda sitzen die Christen, Männer, Frauen und junge Leute. Alle bitten Gott gemeinsam um Genesung und Erhaltung der jungen Frau.

Sechs Tage und Nächte dauert das Gebetsringen. Aber Gottes Weg ist ein anderer. Er nimmt die junge Frau hinweg. Sie spürt ihr Ende nahen. Es zeigt sich bei ihr keine Angst vor dem Tode. Mit leiser Stimme spricht sie noch einmal zu ihren Eltern: „Meine Erdenreise geht zu Ende. Ich lasse Euch zurück in Gottes Händen. Vertraut seiner Gnade.“ Dann ist ihr irdischer Lauf vollendet.

Noch am selben Tag ist die Beerdigung. Tiefgebeugt stehen wir alle mit den Eltern am offenen Grabe. Aber über dasselbe hinweg richten sich unsere Herzen zu der festen Hoffnung der Auferstehung und des ewigen Lebens. Unter den letzten Strahlen der untergehenden Sonne zieht die Christenschar heimwärts. Allen ist eine Wunde geschlagen worden, doch es steigt keine Klage, kein Murren empor. Ein Lied erfleht Gottes Trost und Beistand:

„Soll's uns hart ergehn,
laß uns feste stehn
und auch in den schwersten Tagen
niemals über Lasten klagen —“

In welcher Lage befindet sich heute die Missionsarbeit in Kenia? Bei allem Selbstständigwerden der afrikanischen Kirchen besteht weiterhin vielerorts eine gute Verbindung mit den Missionsgemeinden in der Heimat. Von der Notwendigkeit der Zusammenarbeit sind auch die Pokomogemeinden überzeugt. Eine Anzahl von ihnen hat 30 Jahre lang um die Rückkehr ihrer Missionare gebetet!

In Kenia sind die Türen für die Missionsarbeit weit offen. Viele Christen wünschen brennend die Ausbreitung der Botschaft von dem gekreuzigten, auferstandenen, zum Himmel gefahrenen und wiederkommenden Herrn. Man erkennt die Notwendigkeit von Bibelschulen, in denen Pastoren und Evangelisten ausgebildet werden, und von Freizeiten für Gemeindeälteste und Jugendliche. Unter der Pokomojugend am Tanafluß, wie auch in anderen Gebieten, sind Bibeln, Gesangbücher und christliche Literatur sehr begehrt. Da die einzelnen Stämme öfter unter Dürre und Nahrungsmangel leiden, fehlt manchem Christen das Geld, um eine Bibel oder ein Gesangbuch zu kaufen. Viele sind dann froh, auf der Missionsstation eine Gelegenheit zu bekommen, um sich eine Bibel oder anderes Schriftgut zu erarbeiten.

Es gibt eine Anzahl Lehrer und Evangelisten in den Gemeinden, die ihren Dienst — Wortverkündigung und Taufunterricht — auch heute in selbstloser Weise tun und daneben ihren Lebensunterhalt durch ihrer Hände Arbeit verdienen.

So wichtig es ist, daß in den Gemeinden evangelisiert wird, ebenso wichtig ist der Dienst der Lehre, damit ein festes biblisches Fundament gelegt wird. Denn die Gemeinden draußen werden, genau wie die in der Heimat, von dem Geist dieser Zeit bedroht und bedrängt. Auch der Nationalismus ist für manche afrikanische Christen eine Gefahr. Hinzu

kommt, daß Eltern und Großeltern der heutigen Generation zum Teil tief im Zaubereiwesen steckten und dadurch noch manche okkulten Bindungen nachwirken.

Unsere afrikanischen Brüder, die als Pastoren und Älteste den Gemeinden vorstehen, brauchen ein großes Maß an Licht und Vollmacht, um darüber zu wachen, daß sie selbst und die Gemeinden in Wort und Wandel allein an den Herrn und sein Wort gebunden bleiben.

Fritz Gissel
Neukirchener Mission

IN KIGEZI EINST UND JETZT

Jugendarbeit im Herzen Afrikas

Die Pioniere

Die beiden englischen Ärzte Stanley Smith und Sharp waren schon einige Jahre in Kampala, der Hauptstadt Ugandas, tätig gewesen, bevor sie sich 1921 auf den Weg in den Südwesten des Landes, die Provinz Kigezi, machten. Sie ließen ihre Familien in Mbarara, der letzten größeren Ansiedlung, zurück und wagten im Vertrauen auf Gottes Führung den Vorstoß zu den vom Evangelium unberührten Bergvölkern.

In Kigezi leben vier verschiedene Stämme. Der wichtigste ist der der Bakiga. Ihre Sprache ist das Rukiga. Die Menschen bebauen in mühevoller Arbeit die fruchtbaren vulkanischen Berghänge bis auf eine Höhe von fast 3000 Metern. In der Zeit, als die beiden Missionsärzte eintrafen, bestand die Kleidung der Leute aus Ziegenfellen. Es galt als Zeichen der Wohlhabenheit, wenn die Frauen Metallringe an den Beinen trugen.

Den Ankommenden fiel sofort auf, wie dringend nötig medizinische Hilfe war. Viele Menschen waren vom Aussatz verstümmelt. Die Kindersterblichkeit war als Folge einseitiger Ernährung sehr hoch. In Zeiten von Mißernten verhungerten Tausende, weil keine Nahrungsvorräte aufbewahrt waren.

Den beiden Ärzten war es ein Anliegen, auch die Ursachen der inneren Nöte kennenzulernen, um diesen abhelfen zu können. Familien zerbrachen wegen der hemmungslosen Trunksucht der Männer. Zahlreiche Menschen lebten in geistiger Unfreiheit, an Geister und Zauberpriester gebunden. Frauen und Kinder waren in der Gesellschaft rechtlos. Für Hunderttausende gab es keine einzige Schule.

Der Herr Jesus Christus hat den Wagemut seiner Boten gesegnet. Im ersten Jahrzehnt ging man an den Aufbau von Krankenhäusern, Schulen und Kirchen. 1935 begann eine Bewegung zum Evangelium hin, und seitdem sind in immer wiederkehrenden Erweckungswellen unzählige Menschen Christen geworden. Der Geist Gottes deckte Schuld auf. Durch die Vergebung Jesu wurden Menschen mit Gott und untereinander versöhnt. Zerrüttete Ehen wurden heil. Die Erweckten gingen mit der Guten Botschaft in alle Dörfer. Durch Trommeln und Lieder wurde die Freude der Glaubenserfahrung über Berge und Seen, durch Urwälder und Sümpfe getragen.

Eine Bilanz von heute

Heute findet man in Kigezi 700 Kirchen, fast 200 Schulen, 5 Krankenhäuser und zahlreiche Apotheken. Seit 1965 verwaltet sich die Kirche selber. Eine wichtige Arbeit tut ein Helferkreis von 19 afrikanischen Christen. Sie arbeiten in den Dörfern, bringen der Bevölkerung neue Methoden für den Gemüseanbau bei, verteilen Saatgut und bezeugen das Evangelium durch das Wort und die praktische Tat.

In den letzten Jahren sind etwa 200 Jugendkreise entstanden. Das geschah spontan, ohne Organisation, ohne Werbung, ohne Geld. Für viele Jugendliche bietet der Jugendkreis die einzige Möglichkeit zum Lernen. Ältere Christen bringen ihnen Lesen und Schreiben bei und bezeugen dabei und dadurch ihren Glauben an Jesus Christus. Drei Jahre habe ich bisher als Jugendsekretär der Kirche von Kigezi unter den vielen Jugendlichen gearbeitet. Das schnelle Wachstum machte die Berufung einer vollzeitlichen Kraft nötig. Christen aus Deutschland ermöglichten mir den Kauf einer Maschine, mit der man Mauersteine aus Lehm pressen kann. Mit diesen Steinen kann man einfache Häuser bauen, die so dringend

benötigt werden. Einige junge Leute finden auf diese Weise Arbeit und erhalten eine gewisse Ausbildung.

Wenn ich die Erlaubnis der Regierung bekomme, werde ich meinen Dienst drei weitere Jahre tun. Dann ist ein afrikanischer Jugendsekretär voll eingearbeitet. Es geht uns darum, daß die Menschen in Kigezi, im Herzen Afrikas, das gottgesteckte Ziel erreichen, als gereifte Christen in der weltweiten Gemeinde den Auftrag Gottes zu erfüllen.

Als „Trainer“ in der Jugendarbeit

Ein Trainer formt und bildet eine Mannschaft aus. Er gibt den einzelnen Kämpfern Anweisungen für den Einsatz, er sorgt für die gute Kondition des Teams und zieht jeden zur Mitarbeit heran. Vor einem schweren Spiel ziehen sich Mannschaft und Trainer für einige Tage in ein Lager zurück, um sich konzentriert vorbereiten zu können. Ähnliches tun wir hier in den Kursen für Jugendarbeit. Sie sind der wesentlichste Teil meiner Arbeit. Es sollen Mitarbeiter zugerüstet werden, damit sie bei der Aufgabe helfen, junge Afrikaner zu Jesus Christus führen, damit sie in ihm schon jetzt ein sinnerfülltes Leben finden und einmal das ewige Leben gewinnen. Das ist eine riesige Aufgabe, denkt man an die 300 000 jungen Menschen, die in dem Gebiet unserer Kirche leben. Wir von uns aus können keinem einzigen Mitmenschen ewiges Leben vermitteln. Das muß und kann allein Jesus Christus selber tun. Wir sind nur seine Mitarbeiter, aber wir gehen in seiner Kraft, der Kraft des Lebensfürsten, an unsere Aufgabe heran.

Die eigentliche Vorbereitung für einen Kursus beginnt schon Monate vorher, wenn ich mit einem Pfarrer der betreffenden Gemeinde den Termin und die Einzelheiten für das Zusammensein bespreche, z. B. Art und Anzahl der Teilnehmer, ihre

Unterbringung und Verpflegung usw. Meistens kommen etwa 20 Leute zu einem Kursus, die alle in dieser Gemeinde (meist umfaßt sie mehr als 20 Dörfer) in der Jugendarbeit mithelfen. Manche der Teilnehmer sind Leiter einer dörflichen Christengruppe. Sie werden „Church Teacher“ (Kirchenlehrer) genannt. Manch einer hat schon einen dreistündigen Fußmarsch hinter sich, wenn er endlich in der Hauptkirche, wo wir uns treffen, ankommt.

Wir beginnen mit einem Lied in Rukiga, der Stammessprache der Leute hier, das ich mit der Gitarre begleite. Bald klatschen alle im Rythmus mit, oft nehmen wir auch eine Trommel dazu. Nach den Begrüßungsworten kommen wir gleich zum Hauptthema unseres Kursus: „Wie können wir jungen Leuten die Botschaft der Bibel nahebringen?“ Gemeinsam lesen wir einen Abschnitt aus der Bibel, etwa den Bericht über den Kämmerer aus dem Mohrenland (Apg. 8). Dieser Finanzminister aus Äthiopien war ja der erste Afrikaner, der zum Glauben an Jesus kam, noch bevor das Evangelium nach Europa gebracht wurde.

Im Gespräch versuchen wir, die Hauptgedanken dieses Schriftabschnittes herauszufinden. Dann mache ich den Vorschlag, daß wir die Geschichte im Stegreifspiel darstellen. Zunächst Verblüffung auf allen Gesichtern, dann Gelächter und Zustimmung. „Wer ist Philippus, wer der Finanzminister?“ Außerdem finden sich noch einige, die die Diener oder die Königin von Äthiopien darstellen. Dann kann ich mich ruhig hinsetzen; denn die Bakiga sind die geborenen Schauspieler, und sie verblüffen mich durch ihre originellen Einfälle. Nach der ersten Vorstellung machen die andern Kursteilnehmer ihre Änderungsvorschläge, und dann wird noch einmal geprobt. Dies ist eine Möglichkeit, wie man jungen Leuten helfen kann, die Bibel besser zu verstehen.

Wir sprechen noch darüber, wie wir den Text für eine Bibel-

arbeit vorbereiten können, und dann ist es Zeit zum Mittagessen, das meist gegen 14 oder 15 Uhr stattfindet. Es gibt Kochbananen, Hirse mit Bohnen und Ziegenfleisch. Alles schmeckt sehr gut.

Nach dem Essen machen wir zunächst ein paar Spiele. Dann sprechen wir über aktuelle Fragen, die immer wieder auftauchen: Wie finden wir geeignete Helfer? Woher nehmen wir das Geld für die Jugendarbeit? Welches Programm können wir durchführen? Welches gute und zugleich billige Material kann uns als Hilfsmittel dienen? Immer bringe ich Bücher und Schriften mit über Fragen der Jugendlichen, z. B. Freundschaft zwischen Jungen und Mädchen, Beziehungen zwischen Eltern und Kindern, dazu illustrierte Evangelien u. a. Wir haben inzwischen auch ein Heft als Hilfe für Jugendleiter herausgegeben, das 52 Bibelarbeiten, Spiele, Lieder, biblische Lebensbilder und ein Bibelquiz enthält. Es ist meist 22 Uhr oder später, wenn ich mich in meinem VW-Bus zum Schlafen ausstrecken kann.

Der zweite Tag

Am zweiten Tag des Kursus (einem Sonntag) besuchen wir alle zusammen einen Jugendkreis in einem nahegelegenen Dorf. Dort wird ein Gottesdienst gehalten, wobei das Gelernte und Erarbeitete in die Tat umgesetzt wird. Die Mannschaft der Teilnehmer gestaltet den Gottesdienst mit Lesungen, Gebeten, dem biblischen Verkündigungsspiel und Zeugnissen. Der Missionar wird als Mannschaftsmitglied angesehen, er hält die Schlußansprache.

Nach dem Gottesdienst wird der VW-Bus geöffnet, damit Bibeln, Bücher, Brillen (die das Lesen erleichtern sollen) und Saatgut (wir denken nicht einseitig „geistlich“) gekauft werden können. Ein „Festessen“ schließt sich an. Auch fröhliche

Volkstänze und Liedervorträge gehören zum Programm. Wenn sich die Besucher auf den Heimweg begeben, ist die Sonne schon sehr nahe an den Horizont gerückt und berührt fast die Spitzen der Vulkane an der Grenze zum Kongo.

Es ist schön dabei zu sein, wie in Afrika — das von so vielen Problemen und Spannungen erfüllt ist — unter Alten und Jungen die Gemeinde Jesu wächst und viele begreifen und praktizieren, daß die Bekehrung in den frohen Dienst für Jesus stellt.

Reinhold Abraham
Marburger Mission

DER DOPPELTE SCHLÜSSEL

Im Ringen um die Seele der Kaingang-Indianer

Die Macht der Zauberer

Die ungefähr 7000 Kaingang bilden einen der größten Indianerstämme Brasiliens. Sie leben weit zerstreut in vielen Reservaten im Süden des Landes. Uns hat Gott in das Indianerschutzgebiet am Rio das Cobras (Schlangenfluß) geführt, wo nahezu 1000 Indianer ihre Heimstatt haben.

„Der Schlüssel zu den Herzen der Menschen hängt in den Häusern“, so haben wir es in der Ausbildungszeit im Seminar gelernt. Dieser Satz gilt nicht nur für die Heimat, sondern ganz besonders auch für die Missionsarbeit unter den Indianern. Erst müssen wir den Eingang in die Häuser finden, ehe sich Herzen öffnen können. Wenn der doppelte Schlüssel sich wirksam erweist, dann ist Hoffnung auf Frucht für unsern Herrn.

Von den Herzen und Hütten wollen uns die Zauberer fernhalten. Ihre Macht ist groß. Wenn sie auch manche natürlichen Heilkräuter mit verwenden, so kommen doch durch ihre Praktiken die Leute unter einen gefährlichen okkulten Bann. Viele Beispiele liegen vor, daß sie heilen und krank machen, ja sogar mit magischen Kräften töten können. Der Charakter von Menschen und Tieren kann durch sie verändert werden. Die Zauberer sind gesucht und gefürchtet zugleich. Wer in Abwesenheit eines Zauberers über ihn redet, den kann seine Rache treffen.

Als wir unsere Arbeit unter den Kaingang begannen, sprach es sich herum, daß wir auch Medizin gegen Krankheit hatten. Manche Indianer stuften uns deswegen als Zauberer ein. Sie kannten ja nur diese Art der Krankenbehandlung. Einige

Zauberer gestanden uns zu, daß wir vielleicht Husten, Fieber und Würmer behandeln könnten, während nur sie selber den wahren Ursachen der Krankheiten entgegentreten vermöchten. Manche aber prophezeiten ihren Patienten den Tod, falls sie von uns Medizin nähmen.

Ein Erlebnis soll das veranschaulichen. Ein Sohn hat mich zu seinem todkranken Vater geholt. Das Dorf, in dem dieser hilflos und stöhnend in seiner Hütte liegt, ist einige Kilometer von unserm Wohnort entfernt. Wir müssen mit dem Jeep einen großen Umweg fahren. Der Weg ist sehr schlecht. Die letzten zwei Kilometer legen wir zu Fuß zurück. Als wir in die Hütte treten, verlassen die Frauen den Raum. Nur die Männer bleiben zurück, darunter bestimmt auch der Zauberer, der den Kranken bisher behandelt hat. Ich sage zu dem letzteren: „Du mußt mitkommen zur Missionsstation, nur dort können wir dich richtig behandeln.“ Ein großes Fragen, Beraten und Überlegen beginnt. Tatsächlich, die Männer rüsten sich für den Transport. Die Frauen raffen Kleidungsstücke, Töpfe und Essen zusammen.

Es wird nicht mehr viel gesprochen. Vorsichtig wird dem Kranken das Gesicht geschützt, damit kein Lichtreflex des Wassers ihn trifft, wenn er durch einen Bach getragen wird. Auf der Missionsstation wird der Mann in einer Krankenhütte niedergelegt. Nach der ersten Behandlung besuche ich ihn am Abend noch einmal. Am andern Morgen ist die Hütte leer. Ich erfahre, daß der Zauberer der Familie angekündigt hat, der Kranke würde sterben, wenn er nicht sofort die Missionsstation verlassen würde. Unter großen Schwierigkeiten brachten die Angehörigen heimlich im Morgengrauen den Schwerkranken zum Zauberer zurück. Er fand dort keine Hilfe und starb.

Wie sich langsam Türen öffneten

Aber nicht nur durch den Einfluß der Zauberer verschlossen sich die Leute vor uns. Sie waren auch ohnedies scheu und mißtrauisch. Wie oft sind wir in den ersten Jahren bei unsern Besuchswanderungen auf den schmalen, ausgetretenen Pfaden, die zu den entlegenen Dörfern führen, an verschlossenen Hütten vorbeigekommen! Manchmal brannte darin noch das Feuer, und wir wußten, daß sich die Indianer im nahen Wald versteckt hatten, weil sie unseren Besuch nicht wollten. Mißtrauen und Angst verschlossen die Hüttentüren. Wie sollten wir dann zu den Herzenstüren gelangen?

So sehr sich die Zauberer dagegen sträubten — wir wurden doch hier und da und dann in immer größerem Maße zur Krankenbehandlung gerufen. Aber nicht die Medizin als solche schloß die Hütten und Herzen auf. Es entstand vielmehr Vertrauen. Vertrauen durch empfangene Liebe. Die Behandlung der Kranken als ein Stück Diakonie ist ein Gefäß, in dem die Liebe weitergegeben werden kann. Liebe läßt Vertrauen entstehen. Vertrauen öffnet Türen.

Es handelt sich jedoch keineswegs um automatische Vorgänge, die zwangsläufig aufeinander folgen. Wo sich Türen zu den Häusern auftun, *muß* nicht auch der Weg zu den Herzen sich bahnen. Wir haben erlebt, daß Menschen, die leibliche Heilung fanden, dennoch Feinde des Evangeliums blieben. Die Krankenbehandlung ist nicht schlechthin der Wagen, auf dem das Evangelium vordringt. Wir dürfen nicht erwarten, daß alle von uns behandelten Indianer aus Dankbarkeit (die Kaingang haben dafür nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache) sich „unserer Religion anschließen“. Aber doch haben wir in sich mehrendem Umfang erlebt, daß uns eine Gelegenheit zum Zeugnis für Jesus gegeben wurde aufgrund des langsam gewachsenen Vertrauens, das durch schlichte

Liebesdienste entstanden war. Der Schlüssel zu den Hütten war gefunden. Der Schlüssel zu den Herzen hängt zwar in den Hütten, doch können wir ihn uns nicht nehmen. Der Herr selbst muß ihn uns geben und die Herzen auf tun. Er hat es getan.

Die ersten Jünger

Pedrinho war der erste Indianer, der gläubig wurde. Dr. Ursula Wiesemann, eine deutsche Missionarin von den Wycliff-Bibelübersetzern, war zu den Kaingang gekommen, um ihre Sprache zu erforschen und Gottes Wort für sie zu übersetzen. Pedrinho wurde ihr Lehrer. Die Stammesangehörigen haben ihn von seiner Aufgabe abhalten wollen: es sei völlig zwecklos zu versuchen, einem Fremden ihre Sprache beizubringen. Noch keiner habe sie gelernt. Aber Pedrinhos bewundernswerte Ausdauer und Geduld hat Früchte getragen. Ursula Wiesemann hat die Kaingangssprache gründlich erlernt und vollendet 1973 ihre Übersetzungsarbeit. Das ganze Neue Testament und Teile des Alten sind dann in den Händen der Indianer.

Während der gemeinsamen Arbeit hat Pedrinho das Wort Gottes und den Heiland kennen- und liebengelernt. Er ist von der Bindung an den Zuckerrohrschnaps befreit worden. Er hat sich zum lebendigen Gott bekannt. Er und seine erwachsenen Kinder haben sich taufen lassen, und so ist der Kern einer Christengemeinde entstanden.

Welches sind die wichtigsten sichtbaren Kennzeichen eines bekehrten Indianers? Neben der Abkehr von den Götzen und Geistern ist der zweite wichtige Schritt, daß die Gläubigen im Krankheitsfall keinen Zauberer mehr aufsuchen. Nur so vermeiden sie, erneut in den Bann okkulten Mächte zu geraten. Das zeigt die ureigenste Notwendigkeit der Kranken-

behandlung. Wir nehmen diese Mühe nicht darum auf uns, damit sich die Indianer bekehren, sondern wenn sie bekehrt sind und nicht mehr zum Zauberer gehen können und wollen, müssen wir uns um sie auch im Krankheitsfall kümmern. Die Krankenbehandlung ist eine Notwendigkeit um der Gemeinde willen in einer Gegend, wo keine neutrale medizinische Arbeit geschieht.

Es ist mutmachend zu sehen, wie auch bei den Kaingang unter dem Hören des Wortes Gottes das Gewissen erwacht und geschärft wird. Wir lesen fortlaufend das Markusevangelium und kommen an Kapitel 10, wo auch vom Ehebruch die Rede ist. Ein Indianer, der wohl an seine eigene frühere oder jetzige Lebenspraxis denkt, fragt dazwischen: „Ist es nicht schmerzhaft und quälend, wenn man das Wort Gottes hört?“ Ich stelle mir die Krankenbehandlung im Geist vor und antworte: „Das Wort Gottes ist wie eine Medizin. Medizin kann Schmerzen lindern. Bei Brandwunden und Insektenstichen kühlt die Salbe den brennenden Schmerz. Spritzen dagegen können wehtun. Aber man gibt sie, wenn keine andere Medizin hilft. So ist es mit dem Wort Gottes. Manchmal tröstet es Traurige, und manchmal sticht es ins Herz und deckt Sünde auf. Immer aber will es uns heilen und ruft uns zu Gott, dem Vater, in dessen Vergebung unser Gewissen zum Frieden kommt.“

Das Ziel aller Missionsarbeit ist nicht nur die Bekehrung einzelner Menschen, sondern das Sammeln und Weiterführen der Gläubig gewordenen, die Bildung von Gemeinden, die ihrerseits die Botschaft von Jesus weitertragen. Das erhoffen und erbitten wir auch für die Kaingang. Wir möchten sie zum ewigen Leben in Jesus führen und das Zeugnis von ihm begleitet sein lassen von den Zeichen der helfenden Liebe.

Walter Hery
Marburger Brasilienmission

SIE FANDEN WIRKLICH HEIMAT

Unter Auslandsdeutschen in Brasilien

Glaubende stehen im Dienst

Seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts siedelten sich in den Südstaaten Brasiliens viele Einwanderer aus Deutschland an. In immer neuen Schüben kamen sie z. B. aus Pommern, aus dem Böhmerwald und aus dem Hunsrück, um dort eine neue Existenz zu finden. Auch in der Notzeit nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg zog es viele hinaus.

Bitter schwer war oft der Anfang im Blockhaus im Urwald, umgeben von tausend Gefahren. Heimweh und Sehnsucht quälten. Alles war fremd, das Land, sein Klima, seine Natur. In manchen Herzen wurde ein Hunger wach, den kein Brot dieser Welt stillen kann. Brüder aus dem Deutschen Verband für Gemeinschaftspflege und Evangelisation (Gnadauer Verband) hörten von dieser geistlichen Not der Auslandsdeutschen. Innerhalb weniger Jahre wurden nacheinander zwei Brüder aus dem „Johanneum“ in Barmen als Missionare nach Brasilien gesandt. Sie fanden ein weites Arbeitsfeld vor. Sie riefen Menschen zum Glauben an Jesus, der überall auf dieser Erde uns wahre, unverlierbare Heimat geben kann. Wer ein Jünger des Herrn wurde, stand bald mit im Dienst, um auch anderen die Gute Nachricht von Jesus zu bringen.

Es ist die Prägung der Gnadauer Brasilien-Mission bis in die Gegenwart geblieben: Die Glaubenden werden herbeigerufen zum Mithelfen. Es war immer eine große Freude, diesen originellen Mitarbeitern zu begegnen. Ich denke z. B. an einen Schmiedemeister, der viel mit seinem Fahrrad unterwegs ist an den Abenden und am Sonntag, um das Wort Gottes auch denen zu bringen, die in den entlegenen Seitentälern ver-

streut wohnen. Er findet mühelos Kontakt und ist schnell beim zentralen Thema: Jesus.

Einen der Mitarbeiter beschäftigte lange Jahre die Frage, ob er nicht vollzeitlich in den Dienst treten sollte. Er fand zur Klarheit und verkaufte sein gutgehendes Geschäft und setzte sich für neun Monate auf die Schulbank. Nun steht er im Dienst als Missionar. Inzwischen sind es zehn vollzeitliche Mitarbeiter geworden. Aber nicht auf den Schultern dieser wenigen liegt die Verantwortung, sondern viele tragen diese mit.

Freizeiten — Tage des Segens

Eine besondere Zurüstung für viele sind die jährlichen Freizeiten, die an 6—7 Orten gehalten werden. Ich hatte immer den Eindruck, daß eine besondere Verheißung Gottes über solchen Tagen des Hörens und der Gemeinschaft liegt. Sie sind eine geistliche „Kur“, wo einmal alles andere zurückgestellt wird und man allein auf die Fragen des Glaubens und der Nachfolge konzentriert ist. Viele Erinnerungen sind bei mir haften geblieben:

Mit dem Pferdewagen kamen manche Teilnehmer angefahren. Die Tiere wurden ausgeschirrt und auf die Weide getrieben. Koffer hatten die⁵Leute nicht dabei, dafür eine Bettdecke. In einer Scheune oder unter einem Schuppendach war ein Lager aus Maisstroh. Dort richteten sie sich ein für die Nacht.

Die Bibel lag auf den Knien, mit ungeübten Händen machte man sich einige Notizen. Das Leben vieler wurde neu orientiert am Wort Gottes. Alte, längst vergessene oder beiseite geschobene Schuld brach auf. Irgendwo draußen, etwas abseits unter dem Sternenhimmel, wurde Seelsorge gesucht und

geübt. Die Gewißheit der Vergebung befreite Herzen und entkrampfte Gesichter.

Gegen Ende der Freizeit wurde der Fragekasten geleert. Es überraschte mich, wieviel inneres Beteiligtsein und Mitdenken aus den Fragen ersichtlich wurde. Es ging um Familienprobleme, um das Verhältnis zu schwierigen Nachbarn. In biblischer Erkenntnis suchte man Klarheit. Immer wieder wurde es ganz „existentiell“: „Wie kommt es, daß ich manchmal voller Freude und Gewißheit bin und einen Moment später verzagt am Boden liege und schreien muß: Herr, hilf mir!?“ Dann erfuhr einer wahre Hilfe, wenn es sich ihm in Herz und Sinn prägte: Es gilt dem Wort des Herrn mehr zu vertrauen als dem eigenen Fühlen. Die Gnade reicht aus für alle Lagen.

Ein Jahr für die Bibel

Unter der Jugend Brasiliens findet sich ein großer Lerneifer. Da ist kaum einer, der nicht in den Abendkursen oder auf andere Weise sein Wissen erweitert.

In dieser Atmosphäre der Wißbegier rief unsere Bibelschule in Mato Preto, zwischen den Städten Blumenau und Curitiba gelegen, junge Menschen für ein Jahr zum Studium der Bibel. Und sie kamen. Im ersten Jahr waren es nur fünf Teilnehmer. Inzwischen nach mehr als zehnjähriger Dauer haben fast 400 junge Leute diesen Kurs durchlaufen.

Nicht für jeden Schüler ist das Kommen ganz leicht. Ein Vater macht z. B. Schwierigkeiten, weil er sein Kind in der Landwirtschaft nicht entbehren möchte. Der Beitrag für die Kosten erscheint ihm auch unerschwinglich. Der Besuch im Elternhaus läßt das Eis der Ablehnung schmelzen. Als ich dann das Angebot eines Stipendiums von Freunden aus Deutschland mache, kommt eine volle Zustimmung.

Für viele junge Leute ist der Besuch der Bibelschule die einzige Möglichkeit, nach der oft nur kärglichen Schulzeit sich etwas weiterzubilden. Das erkennen viele Eltern. Darum schicken sie ihre Kinder bereitwillig und scheuen die Opfer dafür nicht.

Die ersten Wochen sind oft in manchem schwierig. Das Heimweh macht sich bemerkbar. Der Alltag einer Schule, in der neben biblischen Fächern auch Sprachen, Portugiesisch und Deutsch, und Allgemeinwissen vermittelt werden, ist ein ungewohntes Leben für junge Leute, die sonst mit der schweren Hacke auf dem Maisfeld arbeiten.

Auch spüren sie, daß das Wort der Bibel zu einer persönlichen Stellungnahme nötigt, wenn es einen nicht ärgern oder langweilen soll. Es gibt bisweilen vorsichtige Zurückhaltung oder auch verschlossene und abweisende Gesichter. Jedes neue Schuljahr ist ein neues Ringen, um Menschen ganz für Christus zu gewinnen.

Vor meinem Haus klatscht jemand in die Hände. Das ist die brasilianische Art zu fragen. „Darf ich eintreten?“ Wir sprechen über das Ergehen. Dann brechen die tiefsten Fragen auf: „Ich möchte gerne an Christus glauben. Wie kann ich erfahren, daß er mich angenommen hat?“ Das Mädchen wußte eigentlich alles vom Glauben an Jesus, es fehlte nur *ein* Schritt. Es fehlte nur die Antwort auf das Rufen und Anklopfen des Heilandes: „Ja Herr, ich tue dir auf! Herr, ich bin dein!“ Wir tun das gemeinsam im Gebet. Fröhlich geht sie zurück in den Alltag der Schule. Nun ist es ein ganz neues Verstehen. Nun ist jeder Tag Gemeinschaft mit dem Herrn, jedes Bibelwort persönlich zu ihr gesprochen.

Einer wird zum positiven Anstoß für den anderen. Der Wunsch wird wach: „Auch ich möchte den Frieden haben, den ich an meinen Kameraden finde.“ Sünde, die hindert, muß bekannt werden. Dann darf die Vergebung Jesu auch für schwere, blutrote Schuld ergriffen werden. Man erkennt es

nach lösenden Gesprächen: Hier hat der Herr sein Werk begonnen. Erfahrene Vergebung wird zu einem festen Bindeglied zwischen dem Herrn und seinem Jünger.

Es ist gut, daß wir zehn Monate zusammen sind in der Schule. Wir können einander begleiten in den Schwankungen der Gefühle und in aufbrechenden Zweifeln Stütze sein, bis das junge Bäumchen allein stehen kann.

Gegen Ende der Bibelschulzeit beginnt ein reges Fragen nach dem richtigen Berufsweg. Einige Mädchen wählen den Weg in die Krankenpflege. Andere schließen ihre Ausbildung, in der sie beim Eintritt standen, ab. Die Frage nach dem vollzeitlichen Dienst für Jesus wird von jungen Männern gestellt. Ein Mädchen sagt: „Ich kann nicht zurück an meine Arbeitsstelle. Mein Chef verlangt von mir, daß ich falsche Rechnungen ausschreibe. Ich kann das jetzt nicht mehr.“ Jesus hat das Gewissen geschärft. Wir falten miteinander die Hände und beten um eine offene Tür für eine neue Aufgabe.

Es ist eine Freude, später zu sehen, wie viele am rechten Platz stehen und sich bewähren. Doch nicht alle. „Es geht mir gut“, sagt eine ehemalige Schülerin, als ich sie treffe. Ich sehe und spüre, daß es nicht stimmt. Was hat sie so schnell wieder vom Weg der Nachfolge abkommen lassen?

Wir geben in solchen Fällen die Hoffnung nicht auf, daß der Herr sein angefangenes Werk nicht liegen läßt, sondern eines Tages das Band neu knüpfen wird, das sein ungehorsames Kind zerrissen hat.

In der richtigen Umgebung

Als wir nahe am Waldrand in Mato Preto unser Haus einrichteten, fand meine Frau draußen im Wald eine Pflanze, die sich an einem Baum emporrankte. Sie schien als Zimmer-

schmuck sich zu eignen. Wir verpflanzten sie in einen Blumentopf und brachten sie in unser Wohnzimmer. Sie bekam genügend Wasser, doch die großen Blätter wurden gelb. Ein frischer Trieb schlug aus. Wir schöpften neue Hoffnung. Doch alle Mühe war umsonst. Die Pflanze ging ein. Später hörten wir: Gemüse wächst nicht im Zimmer. Die Einheimischen wußten, daß es sich um ein halbwildes Gemüse handelte, das nur draußen wächst und nicht in der Wohnung.

Das wurde mir zum Gleichnis. Wir Menschen befinden uns von Natur nicht in der richtigen Umgebung. Durch unsere Sünde sind wir fern von Gott. Wir können in dieser Atmosphäre aber nicht wirklich leben. Das Bleiben in der Trennung von Gott bedeutet Elend und ewigen Tod. Mission hat die Aufgabe, Menschen in die Atmosphäre Gottes, in die Umgebung Jesu Christi zu bringen. Dann erst leben wir und bringen Frucht, die bleibenden Wert hat. Das ist der wesenhafte Antrieb auch für unsere Mission in Brasilien.

Adam Bube
Gnadauer Brasilien-Mission

„BALD WIRD DER GANZE ORT BEKEHRT SEIN!“

Wachsende Gemeinden in Bolivien

Bolivien, welch ein Land der Gegensätze! Im Westen die majestätischen, schneebedeckten Berge, östlich sich ausbreitend das ausgedörrte Hochland, im Norden die weite Pampa (Grassteppe) und dann die riesigen Urwälder in den Niederungen des Amazonasstroms. In Bolivien leben 5 Millionen Menschen: Indianer, Mischlinge und eine Minderheit Weiße. Zum größten Teil sind es Götzenanbeter unter dem Deckmantel des Katholizismus. Schon vor 75 Jahren begannen die ersten Missionare unter dieser Bevölkerung das Evangelium zu verkündigen. Trotz bitterer Verfolgung und harten Widerstandes entstand eine lebendige Gemeinde.

Verfolgt — aber standhaft

„Es gibt keine Verfolgung von Christen in Südamerika!“ Schon oft habe ich diesen Satz gehört. So manch einer unserer Bolivianer kann das Gegenteil beweisen.

Zwei Monate lang erfuhren die Mitglieder einer kleinen evangelischen Gemeinde in Belén, einem Ort in den Bergen, was es heißt, um des Herrn willen zu leiden. Sie wurden beleidigt, gesteinigt, mit dem Tod bedroht, und ihre Felder wurden von Gegnern des Evangeliums beackert. Ihre Gemeinde war seit langem die dynamischste des ganzen Bezirks. In den letzten drei Jahren waren viele Entscheidungen für Jesus gefallen. Darum war es nicht überraschend, daß der Feind einen Gegenangriff unternahm. Ein einflußreicher Mann äußerte, daß er dem „Treiben“ der Evangelischen energisch entgegenzutreten und die Kirche zerstören würde.

Es geschah, daß zwei gläubige Männer, die in einem öffentlichen Amt standen, sich weigerten, an den Vorbereitungen des Festes für den Stadtheiligen teilzunehmen. Die Vorgesetzten drohten ihnen, sie würden entlassen, wenn sie dem allgemeinen Brauch nicht folgten, nämlich den Geistern zu opfern (die angeblich für die Fruchtbarkeit und das Wohl des Ortes sorgen) und an dem religiösen katholischen Fest teilzunehmen.

Als die Brüder sich weiterhin weigerten, verloren sie ihr Amt. Alle Gläubigen wurden bedroht und aufgefordert, ihren Besitz sofort zu verlassen. Einige wurden mit Steinen beworfen, als sie zum Gebet zusammenkamen. Evangelische Kinder wurden in den Schulen belästigt. Auf Befehl der Stadtverwaltung wurde die Kapelle in eine Tanzhalle umgewandelt. Jeder Versuch einer Einigung wurde abgelehnt. Es hieß immer nur: Folgt den Gebräuchen oder macht, daß ihr fortkommt!

So wie Gold durch Feuer geläutert wird, so hat die Verfolgung die Gemeinde gereinigt und gestärkt. Zwei Personen gaben dem Druck nach, aber, dem Herrn sei Dank, alle andern sind im Glauben gewachsen. Die ganze Gemeinde hielt kürzlich eine 48stündige Gebetsversammlung, um für ihren Ort zu beten. Das Gebot „Liebet eure Feinde!“ wird hier wirklich erfüllt.

Warum?

Don Franzisco freute sich über seinen Garten. Den ganzen Tag hatte er darin gearbeitet, zum Ärger der Nachbarn. Ja, er war anders geworden, seitdem er zu den „Evangelistas“ gehörte. Die „chichería“ (Schenke) lockte ihn nicht mehr. Er las jetzt gern in der Bibel, und er sorgte treu für seine Familie.

Eine Gruppe von Quetchua-Indianern näherte sich seiner

armen, aber sauberen Hütte: „Komm mit uns, Franzisco, wir wollen ‚chicha‘ (ein Maisgetränk) trinken.“ Don Franzisco folgte ihnen nicht. So zogen sie allein weiter. Schon lange war er ihnen ein Dorn im Auge. Er war in ihren Augen ein Spielverderber. Sie haßten ihn. Beim Trinken faßten sie den Entschluß, Gewalt gegen ihn anzuwenden. Johlend und unsicher auf den Beinen kehrten sie zu Don Franziscos Hütte zurück. Sie zerrten ihn heraus: „Du mußt mit uns trinken!“

Inzwischen war es dunkel geworden. Einer fiel im Gedränge zu Boden. Ein anderer zog blitzschnell ein Messer und stach auf den Gestürzten ein. Er glaubte, den verhaßten „Evangelista“ vor sich zu haben. Es war nicht Don Franzisco, der getötet wurde. Einstimmig schwor die Gruppe später bei der Polizei, sie hätten gesehen, wie Franzisco den hilflos am Boden liegenden Mann erstochen hätte.

Anderthalb Jahre später. Mit zwei anderen Missionarinnen ging ich ins Gefängnis, um dort die Frohe Botschaft unseres Herrn weiterzugeben. Ein Gefangener kam auf uns zu — Don Franzisco. Es war ihm unbegreiflich, daß er hier unschuldig im Gefängnis sein mußte. Er war sehr entmutigt. „Warum?“ Diese Frage hörten wir immer wieder. Da wurden wir plötzlich von sieben Gefangenen umringt. „Erzählt uns von Jesus, Geschwister! Laßt uns zusammen singen!“ Wir sangen viele Evangeliumslieder.

Was war geschehen? Während seiner Haft hatte Don Franzisco sieben anderen Häftlingen den Weg zu Jesus gezeigt. Eine kleine Gemeinde war entstanden. Das „Vergeßt uns nicht, kommt bald wieder!“ klang mir noch lange nach.

„Warum?“ — „Gott, *dein* Weg ist heilig!“ (Ps. 77, 14).

Bei Gott ist kein Ding unmöglich.

Es war an einem der wichtigsten bolivianischen Feiertage. In der kleinen Urwaldstadt waren mitten auf der Hauptstraße Tische aufgestellt. Jugendliche drängten sich, um in aufregenden Glücksspielen Geld zu gewinnen. Zwei Missionarinnen gingen vorüber. Ihr Ziel war die kleine evangelische Kirche. Etwa 25 Personen, meistens ältere Leute, hatten sich dort eingefunden, um Gottes Wort zu hören. Wo war die Jugend? „Wir brauchen ein Jugendzentrum, wo wir der Jugend Gottes Wort verkündigen können!“ Das wurde mir in diesem Augenblick klar. Schon oft hatte ich mich gefragt, wie der Herr wohl eine technische Zeichnerin — das war mein früherer Beruf gewesen — auf dem Missionsfeld gebrauchen könnte. Jetzt wußte ich es. Ich fertigte Baupläne an. Angebote wurden eingeholt.

Aber war die Sache nicht *unmöglich*? War die erforderliche Summe nicht unerschwinglich hoch? Schon begann der Feind seinen Gegenangriff. War es der Wille des Herrn oder meine eigene Idee, das Zentrum zu bauen? Würde das nötige Geld beschafft werden? Würde ich Mitarbeiter bekommen? Die schwüle Hitze erschien mir in jener Zeit oft unerträglich. Die Einsamkeit bedrückte mich sehr. Dazu fürchtete ich die riesigen Spinnen und Ratten, die immer wieder ihren Weg in die Wohnung fanden. Meine Gedanken wurden oft auf Psalm 4, 4 gelenkt: „Erkennt doch, daß der Herr seine Heiligen wunderbar führt.“ War das wahr?

Ja! Ich kam aus dem Staunen bald nicht mehr heraus. Wir waren ja ein Team: der Herr, die Missionsfreunde und ich! Es wurde viel gebetet, geopfert und gearbeitet. Jedes Wochenende war es ein neues Wunder für mich, wenn genau die Summe geschickt wurde, die gebraucht wurde. Der Bau wuchs. Das Jugendzentrum wurde Stadtgespräch. „Wie ist es mög-

lich, daß die ‚Evangelistas‘ Bauerlaubnis bekommen haben? Bald wird der ganze Ort bekehrt sein!“ Das ist unser größter Wunsch!

Es ging durch manchen Sturm, Anfeindungen, politische Unruhen und Entmutigungen. Das Dach des Zentrums wurde eine beliebte Zielscheibe von Steinwürfen. Unrat vor der Tür brachte uns manchmal zum Stolpern. Als dann falsche Beschuldigungen und die Ankündigung der Enteignung dazu kamen, zitterte mein Herz: „Herr, du hast bisher so wunderbar geholfen. Es ist deine Sache. Wir sehen keinen Ausweg mehr, doch dir ist nichts unmöglich!“ Und er half hindurch. Die kleine Gemeinde ist inzwischen auf 200 Glieder gewachsen. Junge Menschen geben Zeugnis von ihrem Erleben mit Jesus. Wenn Gott für uns ist, wer kann wider uns sein?

Christel Schimmler
Vereinigte Deutsche Missionshilfe

DIE GUTE NACHRICHT IM RUNDFUNK

Evangelikale Radiomission in aller Welt

Zu den bekanntesten Massenkommunikationsmitteln gehören Rundfunk und Fernsehen. Während es nur sehr schwer gelingt, das Fernsehen zur Verkündigung des Evangeliums einzusetzen, wird über Rundfunk seit über 50 Jahren verkündigt.

Rund um den Erdball besteht ein Netz von Sendern, die Radiomissionsgesellschaften gehören oder von ihnen genutzt werden. Die bekanntesten sind in einer Übersicht am Ende dieses Buches aufgeführt.

Die Stationen senden in der Regel rund um die Uhr, manchmal über mehrere Sender zur gleichen Zeit in verschiedene Richtungen. Die Leistungsstärke der Sender ist mitunter sehr beachtlich, oft sind sie noch Tausende von Kilometern vom Standort entfernt zu hören. Trans World Radio und der Sender „The Call of the Orient“ senden in nahezu 40 Sprachen, der Sender ELWA in allen wichtigen afrikanischen Sprachen und zusätzlich in einigen europäischen.

Vorzüge der Radiomission

Evangeliums-Verkündigung ist möglich zu jeder Tages- und Nachtzeit. Sie kann unabhängig geschehen von einer Visumerteilung, unabhängig auch vom jeweiligen politischen System. Durch tägliche Sendungen, immer zur gleichen Zeit und auf der gleichen Frequenz, ist eine außerordentliche Intensität und Regelmäßigkeit des Dienstes möglich. Obwohl Rundfunk-Verkündigung über ein Massenkommunikationsmittel geschieht, richtet sie sich an den einzelnen. Jede der

Evangeliumssendungen hat fast den Charakter eines seelsorgerischen Gespräches.

Nachteile der Radiomission

Einige Sender haben sich auf die Ausstrahlung von Evangeliums-Sendungen spezialisiert. Daß solche Sender nur einen bestimmten Personenkreis erreichen (der freilich in die Hunderttausende geht), jedoch nicht die Millionen in den Ländern, ist eine Tatsache, die den Radiomissionaren immer wieder zu schaffen macht. Wo man Evangeliums-Sendungen mit säkularem Angebot (kulturellen Sendungen, Musik und Liedern, Nachrichtensendungen) koppeln kann, sind die Möglichkeiten, „die Massen“ zu gewinnen, noch größer. — Die Arbeit ist relativ kostspielig, gerechtfertigt jedoch durch die große Zahl der Hörer und die geographisch sehr weitgestreckten Empfangsgebiete.

Viele Briefe — wenige Briefe?

Lange Zeit meinte man in der Radiomission, die Zahl der eingehenden Briefe sei ein Wertmesser für Güte und Popularität eines Programms. Hunderte von Karten und Briefen im Posteingang der am Schluß genannten Stationen sind tatsächlich ein erfreuliches Echo. Aber sieben oder acht Briefe im Monat an das Büro der Far East Broadcasting Company (Fernöstlichen Rundfunkgesellschaft) in Manila bedeuten doch unendlich viel mehr als 700 oder 800 Briefe aus westlichen Ländern im gleichen Zeitraum. Auch aus Ostblockstaaten schreiben die Hörer meistens nur selten. Aus Rumänien kamen eine Zeitlang verhältnismäßig viele Nachrichten. Regierungsbeschlüsse hindern Hörer jetzt daran, sich an „westliche Sender“ zu wenden. Der Posteingang ist nahezu zum Erliegen gekommen.

Auf Sendungen des Evangeliums-Rundfunks kamen 1961, bereits wenige Wochen nach Sendebeginn, monatlich 400 Briefe und mehr aus der DDR. Nach dem „Mauerbau“ ging diese Zahl schlagartig zurück. Nur noch einzelne Briefe trafen ein, in der Regel nicht direkt an den Sender gerichtet. Obwohl die Sendungen jede Polemik gegen staatliche Maßnahmen usw. vermeiden, fürchten sich Hörer in östlichen Ländern, an ihre christlichen Freunde im Westen zu schreiben. Daß dennoch Briefe vorliegen, die bestätigen, daß täglich Tausende von Menschen zuhören, ist auf Schilderungen von Touristen zurückzuführen und auf Nachrichten von Männern und Frauen, die Reiseerlaubnis bekamen, weil sie 65 Jahre alt oder älter sind.

Wer kann mitarbeiten?

Schwierig ist es nach wie vor, für die Radiomissionsarbeit geeignete Mitarbeiter zu finden. Der Evangeliums-Rundfunk braucht z. B. ständig theologisch und/oder journalistisch ausgebildete oder vorgebildete Männer und Frauen. Aber auch Steno- und Phontypistinnen finden hier eine interessante und abwechslungsreiche Tätigkeit. Besonders gesucht sind natürlich Autoren und Radioprediger. — Radiohelfer können Männer und Frauen werden, die in ihrer Gemeinde und auch in den Nachbargemeinden Menschen beim erstmaligen Suchen des Senders behilflich sind, die Antennenratschläge geben (für die sie ihrerseits Merkblätter bekommen), die seelsorgerlich begleiten, aber auch Kontakt mit dem Evangeliums-Rundfunk halten.

Grieche hilft einem Griechen

Die grenzenüberwindende Kraft der Radio-Verkündigung, das Miteinander von Menschen, die nie zuvor voneinander

gehört haben, das Ineinanderwirken von „Zeugendienst von Mensch zu Mensch“, der „Weiterarbeit“ über Funk u. a. m. zeigt folgender Bericht:

Im Norden Griechenlands wohnt ein blinder junger Mann. Seine Brüder hatten ihm ein Radio geschenkt, weil sie dachten, er könne sich damit die Zeit vertreiben. Statt eines Zeitvertreibs fand er aber etwas sehr viel Wichtigeres, nämlich einen neuen Lebensinhalt. Er hörte die griechischen Sendungen von Trans World Radio und spürte beim intensiven Zuhören, wie inhaltslos sein junges Leben sei. Er öffnete sich für die Botschaft von Jesus Christus und erkannte, wie sehr Jesus ihn liebe. Er gewann Mut, dem Herrn Jesus seine Sünde und Schuld zu bekennen und die Vergebung in Anspruch zu nehmen, die Jesus nach seinem Tode am Kreuz allen Menschen anbietet.

Nach seiner Hinwendung zu Jesus erzählte der Junge unablässig anderen Menschen das Geheimnis eines durch Christus neu und froh gemachten und erfüllten Lebens. Auf einer Busfahrt kam er einmal in ein Gespräch mit seinem Nebenmann, dem er erzählte, was Christus in seinem Leben getan hatte. Erst später entdeckte er, wer der Mitreisende war: ein Beamter von einem Zollamt, nahe der jugoslawischen Grenze. Nie zuvor hatte dieser Mann etwas Ähnliches gehört. Er war tief beeindruckt.

Eines Tages verschenkte der junge Mann sein Radio an jemand, von dem er den Eindruck hatte, daß der es dringender brauchte als er selbst. Der Beschenkte war ebenfalls ein junger Mann, der genau vier Jahre zuvor seine Heimat, Griechenland, verlassen hatte und mit großen Erwartungen nach Australien ausgewandert war.

Ein Unfall zerschlug alle Pläne. Der junge Mann stürzte von einer Brücke. Seither ist er von der Hüfte an bis zu den Füßen gelähmt. Er bringt sein Leben in einem Rollstuhl zu.

Eine australische Krankenschwester, die in der Nachfolge Jesu steht, hatte sich Zeit für ihn genommen und ihn zu Christus geführt, bevor er wieder nach Hause zurückkehrte.

Nach seiner Heimkehr in das kleine Dorf und in sein Elternhaus hatte er jedoch keinen Menschen, mit dem er sich über geistliche Dinge hätte unterhalten und keinen, der ihm die großen Wahrheiten in der Bibel hätte zeigen können. Nicht einmal ein Radio besaß er, bis Christos, der blinde junge Mann, von ihm hörte. Ohne langes Zögern gab Christos sein Radio her, damit der andere die griechischen Programme über Trans World Radio hören könnte.

Selten bleibt der junge Hörer im Rollstuhl allein. Jeder nämlich, der ihn am frühen Nachmittag besucht, wird eingeladen, zu bleiben und mit ihm die täglichen Sendungen in griechischer Sprache zu hören. Es ist sein Wunsch, daß alle, die mit ihm in diesem Dorf leben, die Evangeliumssendungen kennenlernen und wenigstens einmal hören.

Dieser Bericht wurde in mehreren Sprachen von TWR ausgestrahlt. Wenige Tage nach einer englischsprachigen Sendung meldete sich eine Hörerin aus England. Sie schrieb: „Nachdem ich heute morgen die Sendung gehört habe, möchte ich gern von Ihnen wissen, ob der blinde Grieche, der dem gelähmten jungen Mann sein Transistorradio schenkte, jetzt ohne Radio ist. Falls ja, würde ich ihm gern meines schicken. Könnten Sie als Vermittler tätig sein?“

Männer von TWR übernahmen die gewünschte Vermittlung.

Übernachtung im Auto

Immer wieder wird gefragt, ob es über den Funk tatsächlich Möglichkeiten gibt, Menschen mit dem Evangelium zu erreichen, die zuvor nie etwas von Jesus gehört haben bzw.

dem Evangelium ablehnend oder gleichgültig gegenüberstehen. Als Antwort ein weiteres Beispiel:

In João Pessoa, der Hauptstadt des brasilianischen Bundesstaates Paraíba, wohnt ein Mechaniker, der in einer Autoreparatur-Werkstätte tätig ist. Ein ernstes Problem in seiner Familie hatte ihm schon viele Nächte hindurch den Schlaf gestört. In einer bestimmten Nacht war es ihm völlig unmöglich zu schlafen. In seiner Verzweiflung stand er auf, verließ das Haus und versuchte in seinem Wagen Schlaf zu finden. Aber auch da floh ihn der Schlaf. Er war niedergeschlagen und außer sich. Die ganze Nacht verging, ohne daß er Ruhe finden konnte.

Um 5 Uhr morgens fiel ihm ein, daß er sein Autoradio anschalten könnte. Es war noch reichlich früh für lokale Sendungen. Aber er entschloß sich, es trotzdem zu versuchen. Was er fand, war nicht ein lokales Programm, sondern etwas viel Besseres. Er soll es uns selber berichten: „Ich war auf Trans World Radio gestoßen, und ich bin überzeugt, daß in diesem Augenblick kein anderer als Gott zu mir sprach durch die Worte und durch die Musik.“ Als er nach dem Ende der Sendung ins Haus zurückkehrte, wußte er, daß seine Probleme eine Lösung finden würden und daß seine verzweifelte Lage von Grund auf verändert war. Er sagte: „Der Unfriede und das Aneinandervorbeileben hörte augenblicklich auf, und ich begann alles aus dem richtigen Blickwinkel zu sehen.“

Oma hört Jugendsendung

So wenig Grenzen für die Radiomission ein Hindernis darstellen, so wenig sind es Alter, Beruf oder Rasse. Sendungen, die für eine bestimmte Altersgruppe bestimmt sind, führen nicht notwendigerweise nur bei einem Teil der Hörerschaft

zu Auswirkungen. Zum Beispiel gibt es für Italien ein Radioprogramm, das sich in erster Linie an junge Hörer richtet. Kürzlich fragte eine Hörerin: „Wie kann ich gerettet werden?“ Postwendend wurde ihr eine genaue Antwort gegeben. Vor kurzem kam ein weiterer Brief derselben Hörerin. Sie hatte ihr Leben Jesus Christus übereignet. Die Jugendsendung hatte die Verbindung hergestellt — mit einer Frau im Alter von 82 Jahren!

Aus Punta Santiago, Puerto Rico, wurde geschrieben: „... Ich hoffe, daß Sie für mich beten werden. Ich werde um meines Glaubens willen angegriffen und verfolgt, aber ich danke Gott dafür, daß er seinen Engel nicht von mir nimmt, der sich um die her lagert, die Gott fürchten, und sie errettet. Ich bin 70 Jahre alt, und ich habe mit meiner Bibel lesen gelernt.“

Wesentlich jünger ist ein Hörer aus Tolima, Kolumbien: „Ich bin 17 Jahre alt und höre regelmäßig Ihre Sendungen. Ich habe Christus als meinen Erlöser angenommen, seitdem ist mein Herz voll Freude. Ich kann sagen, daß ich Christ bin. In meiner Familie bin ich der einzige, der bekehrt ist. Einige meiner Verwandten sagen mir, ich solle nicht dumm sein. Sie sagen, ich solle meine Jugend genießen und ‚diese Religion‘ aufgeben. Aber, Gott sei Dank, ich bleibe fest. Ich würde mich freuen, wenn Sie mir ein Neues Testament schicken könnten, damit ich das Wort Gottes besser verstehen kann.“

Aber wir müssen nicht nach Griechenland, Italien, Brasilien oder Kolumbien blicken, um zu erfahren, was Gott durch die Radiomission ausrichtet. Hierzulande erleben wir ähnliches. Aus einer deutschen Großstadt schreibt ein Architekt: „Ich habe Bultmann studiert, Herbert Braun gelesen, mich mit dem englischen Bischof Robinson, mit dem Religionsphilosophen Paul Tillich und anderen beschäftigt. Was sie schreiben, ist alles hochinteressant, nur froh wird man bei der

Lektüre nicht! Seit ich Ihre Morgensendungen höre, mit diesen schlichten, aber das Herz treffenden Ansprachen und Liedern, habe ich die Freude kennengelernt, die Jesus Christus verspricht . . .“

Eine Dame aus Basel erzählt: „Ich erwachte eines morgens völlig niedergeschlagen. Ich hatte keine Kraft zum Weiterleben, da schaltete ich das Radio an, fand Ihre Station, hörte zu. Es sprach ein Prediger aus Basel (!). Es hat mich recht eigenartig berührt, daß ich gerade in dieser Stunde eine Sendung finden mußte, in der ein Prediger aus Basel sprach. Es handelte sich aber um ein Programm, das aus Wetzlar kam und über einen Sender in Monte Carlo ausgestrahlt wurde. Ich durfte das dann jetzt in Basel hören. Ich war doch sehr beschämt. Was hatte Gott alles getan, um mich mit seinem Wort zu erreichen und zu trösten! Würden das doch noch recht viele erfahren: Gott spricht zu uns, wo immer wir auch sind!“

Horst Marquardt
Evangeliums-Rundfunk, Wetzlar

DAS EVANGELIUM IN DER AKADEMISCHEN WELT

Studentenmission in Deutschland

Entstehung und Wachstum

In den Jahren unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg ist die Studentenmission in Deutschland entstanden. Einzelne Studenten, meist Kriegsteilnehmer, hatten in der Begegnung mit Jesus Christus einen neuen Lebensinhalt gefunden und bezeugten dies ihren Mitstudenten. 1949 schlossen sich diese unabhängig voneinander entstandenen und arbeitenden Studentengruppen zur „Studentenmission in Deutschland“ (SMD) zusammen. Man einigte sich über Glaubensbasis, missionarische Zielsetzung und Arbeitsweise der neuen Bewegung und legte diese für alle, die mitarbeiten wollten, in Richtlinien fest, deren heutige Fassung 1951 endgültig beschlossen wurde. Die Richtlinien sind ganz eng an die Basis der Evangelischen Allianz angelegt. Diese Basis hat zwar eine über 100 Jahre alte Geschichte, trifft aber inhaltlich in einer Weise den Kern des Evangeliums von Jesus Christus, daß es lohnt, an ihr in „freier Treue“ festzuhalten.

Während der fünfziger Jahre weitete sich die SMD so stark aus, daß schließlich an fast allen Universitäten und Hochschulen Gruppen bestanden. In diese Zeit fällt auch die Gründung der „Akademikergemeinschaft in Deutschland“ (AGD), die Wiederaufnahme der Schülerarbeit und der Beginn einer eigenen Literaturarbeit. In den sechziger Jahren stieg das Interesse an der Äußeren Mission. Die vorübergehend von der SMD betriebene Mission unter Krankenschwestern wurde 1967 selbständig. Seit Ende der sechziger Jahre steht die SMD in einem neuen Wachstum ihrer Arbeit in allen Arbeitszweigen.

Es kam zur Gründung des „Arbeitskreises für Weltmission“, der wesentlich an der Vorbereitung der „Studentenkonferenz für Weltmission“ 1965 und 1970 in Frankfurt a. M. beteiligt war.

Thema und Ziel der Arbeit

Der Name beschreibt die Zielsetzung: Mission. Es geht um die Ausrichtung des Missionsauftrags Jesu in der akademischen Welt, unter Schülern, Studenten und Berufskollegen.

Mission heißt Sendung durch einen Auftraggeber. Sie ist nicht unsere, sondern Gottes Sache. Gott hat seinen Sohn Jesus Christus in die Welt gesandt. In der Wirklichkeit dieser Sendung liegt der Grund unseres missionarischen Auftrages: Gott hat diesen Jesus Christus auferweckt und zum Herrscher über den Kosmos eingesetzt.

Mission ist ein Geschehen zwischen Gott und der ganzen Welt. An diesem Geschehen beteiligt Gott seine Gemeinde. Wenn Gottes Handeln errettet, von Schuld befreit und neues Leben schafft, dann ist Mission keine Spezialaufgabe für „missionarisch Interessierte“. Sie ist vielmehr Existenzbegründung und Wesen der Gemeinde. Mission ist geprägt und bestimmt von der Hoffnung auf den sichtbaren Anbruch der universalen Gottesherrschaft. Es ist daher das Ziel der missionierenden Gemeinde, die vergehende Welt mit der Hoffnung auf den wiederkommenden Herrn und auf das Leben in der vollendeten Gemeinschaft mit ihm zu erfüllen.

SMD-Mitarbeiter dürfen Überbringer des Angebotes Gottes an ihre Kommilitonen, Mitschüler und Berufskollegen sein, daß sie in die Gemeinschaft mit Jesus Christus gerufen sind. Wir haben die einzige Hoffnung zu bringen, die ihrem Leben Ziel, Sinn und Halt geben kann. Der Ausrichtung dieser

Botschaft dient die ständige Selbstvergewisserung des Glaubens an der Heiligen Schrift. Immer neu muß das Gespräch über die Glaubensbasis unserer Richtlinien geführt werden. Diese darf nicht unbesehen und unbestritten zur bloßen Tradition werden. Aber die Treue zu dieser Basis und die Einheit in der Festlegung auf sie steht offenkundig mit der missionarischen Kraft der SMD in ursächlichem Zusammenhang. Es geht in der Basis ja nicht um die Aufrichtung eines Gesetzes, sondern um den Herrn der Welt, dem es gefällt, durch Kreuz und Auferstehung, Verkündigung und Buße neues Leben zu schaffen. Aber sicher ist nicht die Theologie das eigentlich Aufregende an der SMD. Es geht um Mission, also um Konfrontation mit Jesus Christus selbst, wobei es wichtig ist, daß die SMD sich ihres Werkzeugcharakters bewußt bleibt und nicht Selbstzweck wird. Die Konfrontation und die Hinführung zum Glauben an Jesus Christus ist letztlich Thema und Ziel der Arbeit.

Schülerarbeit der SMD

So alt wie die SMD ist im Grunde auch der Gedanke einer missionarischen Arbeit an 15- bis 20jährigen Schülern. Schon in den fünfziger Jahren gab es hier Ansätze, aber die Grundlage war zu schmal. Es kam zu einem Neuanfang, als etliche „SMDler“, meist Lehrer, wieder begannen, in den Sommerferien Schülerfreizeiten zu veranstalten. Es bildeten sich Kreise, die in kontinuierlicher Arbeit die Freizeiten vorbereiten und auch danach zusammenbleiben, um weiter nach Möglichkeiten, an den Schulen missionarisch zu arbeiten, zu fragen und um sie zu beten. Dieses gemeinsame Anliegen und der regelmäßige Austausch auch über Probleme im Glauben und Beruf lassen echte Gemeinschaft entstehen. Diese Mitarbeiterkreise betreuen auch die Schülerkreise, die in ihrem regionalen Einzugsgebiet liegen.

Der Schwerpunkt ihrer Arbeit liegt aber auf den missionarischen Sommerfreizeiten. Vieles, was an Schülerarbeit in den letzten Jahren in der SMD entstanden ist, ergab sich aus diesen Freizeiten. Schüler sagten: „Das, was wir auf der Freizeit erlebt haben, wollen wir mit an unsere Schule nehmen.“ So entstanden und entstehen Gebets- und Andachtskreise, aus denen sich Schülerkreise mit einem ganz stattlichen Programm entwickeln können. So bleibt es in vielen Kreisen nicht bei dem Standardprogramm: tägliche Andacht, wöchentliche Bibelarbeit, ab und zu eine Mitarbeiterstunde und eine offenere Veranstaltung für die Mitschüler. Gestaltung der Schulanachten, regelmäßige Offene Abende, „Lord's Parties“, gemeindebezogene und sozialen Problemen zugewandte Aktionen ergänzen das Programm je nach der Situation und dem Vermögen des Kreises. So viel Offenheit und Fragen, so viel echtes Suchen des Evangeliums unter Schülern, hat es vor Jahren nicht gegeben, auch nicht so viel missionarische Gemeinschaft und Arbeitsbereitschaft. Man kann von einer Stunde Gottes an den höheren Schulen reden.

Studentenarbeit der SMD

Tragende Einheiten im studentischen Arbeitszweig der SMD sind die örtlichen Hochschulgruppen. Die Arbeit der einzelnen Gruppen nach innen ist geprägt durch Mitarbeiterstunden, die der Besinnung über Stand, Ziel und Nutzen der Arbeit sowie der Zurüstung der Mitarbeiter dienen. Ein Kernstück der Semesterarbeit ist das tägliche Mittagsgebet, wo aktuelle Anliegen Gegenstand von Fürbitte und Danksgiving sind. Die Bildung kleiner Zellen und Bruderschaften führt in vielen Gruppen zur ständigen Intensivierung und Neuorientierung der Arbeit.

Auf Arbeitstagungen und Rüstzeiten werden die Mitarbeiter

für ihren missionarischen Dienst weiter zugerüstet. Die Aktivität nach außen hat sich mehr und mehr auf überschaubare persönliche Gesprächsgruppen konzentriert. Die Zahl der Hauskreise nimmt stark zu. Zu den Bibelkreisen, die nach wie vor die wichtigste Hauskreisform bilden, treten Literaturkreise, freie Gesprächskreise und Kreise mit Themen aus Grenzbereichen wie Naturwissenschaft und Glaube u. a. Auch in der Studentenarbeit sind die überörtlichen missionarischen Freizeiten ein wichtiger und immer wieder gesegneter Bestandteil der Arbeit.

Akademikergemeinschaft in Deutschland (AGD)

Die AGD ist die Verlängerung der SMD-Arbeit in den beruflichen Bereich. Das Ziel der Sammlung und Sendung stellt die AGD vor folgende Aufgaben: Sie will ihren Mitgliedern den Übergang von der relativ ungebundenen studentischen Situation in die Welt von Beruf und Familie erleichtern helfen. Sie will auch der Gefahr der Vereinsamung entgegenwirken und zur Bewährung des Glaubens in der neuen beruflichen und gesellschaftlichen Situation beitragen.

Die AGD will ihren Mitgliedern Hilfen geben, das Zeugnis von Jesus Christus auch in Beruf und Familie durchzuhalten. Sie will den ehemaligen SMDlern helfen, ihren Platz in der Gemeinde vor Ort oder der Gemeinschaft zu finden. Zahlreiche überregionale Arbeitsgemeinschaften und Freizeiten der AGD dienen der Zurüstung für verantwortliche Mitarbeit in der Gemeinde. Damit ist das letzte Ziel der AGD die Auferbauung der Gemeinde durch Christen, die bereit sind, hier im Gehorsam zu dienen.

Der Arbeitskreis für Weltmission (AfW)

Der Arbeitskreis für Weltmission hat das Ziel, Verständnis und Bereitschaft zur Übernahme des Missionsauftrages zu wecken. Es werden immer wieder Veranstaltungen durchgeführt, die das Thema der Weltmission in die SMD hineintragen und sachliche Informationen liefern. Der AfW gliedert sich z. Zt. in mehrere Regionalkreise, einen Medizinerkreis sowie eine „verbindliche Gemeinschaft“. Diese verbindliche Gemeinschaft des AfW kann wohl als Kernkreis verstanden werden. Da die Generation, die die beiden ersten Studentenkongresse für Weltmission 1965 und 1970 getragen hat, fast geschlossen jetzt auf dem Missionsfeld ist, steht der AfW zur Zeit in einer neuen Aufbauphase, in der sich aber bereits ein neuer tragender Kreis ausgebildet hat.

Es ist gut und wichtig, daß durch die Arbeit des AfW immer wieder der Blick über die eigene Arbeit der SMD hinausgeleitet wird und wir uns als Glied am ganzen Leib Christi sehen und verstehen. Lebendiges Interesse an dem Segen, den Jesus Christus in der Mission schenkt, befruchtet immer neu die Arbeit der SMD selbst.

Paul-Ulrich Lenz
Studentenmission in Deutschland

Erfahrungen in der Heimatarbeit

„Wir haben nichts . . .“

In der bekannten Begebenheit von der Speisung der Fünftausend in Matthäus 14, 14 ff gibt Jesus seinen Jüngern den Auftrag: „Gebt ihr ihnen zu essen!“, und die Jünger sagen: „Wir haben nichts im Vergleich zu dieser Menge!“ Darauf antwortet Jesus: „Bringt mir das, was ihr im Grunde gar nicht habt, die paar Brote und die zwei Fische.“ Sie tun es, und er segnet die Brote und Fische, gibt sie ihnen und sagt: „Teilt aus! Das habt ihr von mir bekommen.“

Mir ist es deutlich geworden, daß dies immer wieder unsere Lage in unserm deutschen Heimatzentrum, im Missionshaus Vockenhausen (Taunus) ist. Wir müssen so oft zum Herrn kommen und zu ihm sprechen: „Herr, wir haben nichts!“ Und Jesus hat das, was wir eigentlich nicht haben, immer wieder gesegnet und vermehrt.

Im Kandidatenkurs

Ich erinnere mich noch sehr gut an den Anfang des Jahres 1972, drei Tage, bevor unser neuer Kandidatenkurs im Missionshaus begann. Wir kamen aus den Weihnachtsferien und bekannten untereinander: „Wir haben nicht das in den Weihnachtsferien vom Herrn empfangen, wonach wir uns im Grunde gesehnt hatten.“ Der vorige Kandidatenkurs war recht anstrengend gewesen. Einmal gab es persönliche Schwierigkeiten, zudem hatten wir am Missionshaus angebaut, es war ein ganzer körperlicher Einsatz gewesen. Daher unsere

Gedanken: „Jetzt in den Weihnachtsferien werden wir Abstand gewinnen. Da wird uns der Herr etwas Neues geben.“ Und nun kamen wir zurück nach Vockenhausen und fühlten uns alle so richtig armselig und leer. „Wir hatten nichts.“ Das klang immer wieder durch unsere Morgenandachten hindurch.

So kam der 7. Januar heran, der Tag, an dem unsere neuen Kandidaten anreisten. Ich weiß noch, wie sehr mich das Lösungswort am Morgen erquickt hat. Da steht in Jeremia 31, 14: „Mein Volk soll meiner Gaben die Fülle haben.“ Und der Lehrtext dazu lautete: „Gott kann machen, daß alle Gnade unter euch reichlich sei, damit ihr in allen Dingen allewege volle Genüge habt und noch reich seid zu jedem guten Werk (2. Kor. 9, 8).“ Mit diesem Wort gab uns der Herr zum Austeilen. Mit diesem Wort schickte er uns in den neuen Kandidatenkurs hinein. Es kam nun auf uns an, ob wir es für uns in Anspruch nahmen, ob wir uns durch solch ein Wort beschenken ließen — oder ob wir weiter im Zagen und Bangen, im Nichthaben in diesen Kurs hineingingen.

Manche mögen vielleicht fragen: „Warum ist denn solch ein neuer Kandidatenkurs schwierig? Wir beten ja immer um Missionare, um Mitarbeiter!“ Uns freut es auch, wenn sich viele melden. Aber wir möchten doch ganz offen sagen: Es ist immer wieder ein Wagnis, im letzten Kurs waren es sieben Anwärter. Wenn neue Geschwister zu uns kommen, bezeugen sie alle, daß der Herr sie gerufen hat. Und wir müssen prüfen: Ist der Ruf wirklich echt? Ist die körperliche Stabilität da, die nervliche Kraft, die Liebe? Weiter die richtige Art, sich in eine Gemeinschaft hineinzufügen? Mir persönlich ist es von Natur schwer, einen kritischen Blick anzuwenden. Denn wir wollen ja keine Kritik im üblichen Sinn aneinander üben. Und dennoch braucht es einen klaren Durchblick vom Herrn für einen jeden einzelnen. Leider haben wir hier und da sagen müssen: „Hör mal, vielleicht ist es noch zu früh; vielleicht

hat der Herr dich noch gar nicht dazu ausersehen, in die Mission zu gehen. Warte noch! Komm später noch einmal wieder zu uns. Melde dich noch einmal.“ Oder wir haben auch schon sagen müssen: „Wir können es nicht sehen, daß der Herr dich auf dem Missionsfeld gebrauchen möchte. Vielleicht ist dein Platz in der Heimat.“ Sobald wir solches sagen müssen, dann ist es — menschlich gesehen — jedesmal so, als würde es einem selber das Herz zerreißen. Deshalb ist es nicht unbedingt nur eine frohe Sache, wenn junge Menschen ins Haus kommen und sich für den Missionsdienst vorbereiten. Es ist für uns Mitarbeiter im Haus immer wieder ein Spannungsfeld, in das der Herr uns hineingestellt hat. Da müssen wir oft zum Herrn sagen: „Wir haben nicht!“ Wir haben nicht die Weisheit, wir haben nicht den Durchblick, wir können dies eigentlich gar nicht! Wie kommt es da in solcher Lage darauf an, daß wir uns das Wenige vom Herrn segnen lassen! Wie kommt es darauf an, daß wir uns aus seiner Fülle beschenken lassen!

Unsere Zeit

Etwas, was wir auch nicht von uns selbst vermögen, ist die rechte Zeiteinteilung. Ich habe manchmal gedacht: Wenn wir nicht jetzt unsere ganze Zeit an den Herrn abgegeben hätten, kämen wir nicht durch. Es türmen sich tatsächlich Schwierigkeiten, sobald wir etwas festhalten wollen, was eigentlich nicht festgehalten werden darf. Denn die Zeit gehört zu unserem Leben. Und über unser ganzes Leben muß der Herr das Verfügungsrecht haben, nicht nur auf dem Missionsfeld, sondern auch bei uns im Missionshaus. Wir können nicht ohne weiteres sagen: „Heute morgen um 7.30 Uhr frühstücken wir, und danach, bis 9.00 Uhr, haben wir unsere Andacht. Anschließend fahre ich in den Ort hinunter, kaufe dort ein und gehe zur Post. Um 12.30 Uhr ist Mittagessen.“

Nach einer Stunde Pause fangen wir wieder mit der Arbeit an — ich im Büro —, und dann geht es bis 18.00 Uhr, wo wir Feierabend machen.“ In diesem Turnus geht es selten! Oft kommt etwas dazwischen, was schon den Tag vor dem Frühstück ganz anders sein läßt. Wenn wir da nicht unsere eigenen Pläne, unsere eigene Regelmäßigkeit des Tageslaufs umwerfen lassen, wenn wir gegen so etwas rebellieren — was ja leider immer wieder vorkommt, ja, dann ist Gott fern von uns.

Aber der Herr will uns auch da immer wieder helfen, daß wir auch hierin unseren Mangel bekennen. Aber dann gilt es, nicht bei dem Mangel stehen zu bleiben, sondern auch hierin das bei ihm abzuholen, was wir nötig haben.

Unsere Kraft

Ich persönlich muß auch dem Herrn sagen: „Herr, ich habe gar keine Kraft!“ Äußerlich sehe ich zwar kräftig aus, aber körperlich ist es nicht der Fall. So muß ich oft sagen: „Herr, eigentlich habe ich jetzt gar keine Kraft, weiterzumachen!“ Nun aber kommt es wieder so entscheidend darauf an, wie ich mich in solchen Augenblicken verhalte. Denn meine Schwester neben mir im Büro hat auch nur eine kleine Kraft. Was machen wir nun? Wir können doch nicht beide sagen: „Jetzt hören wir auf!“ Es muß doch weitergehen! Da gilt es dann buchstäblich, das Benötigte vom Herrn abzuholen — wie es einst die Jünger taten — und den Herrn zu bitten, in unsere Kraftlosigkeit hineinzukommen mit seiner Stärke. Vielleicht spreche ich gar nicht etwas Unbekanntes aus, wenn ich dies so sage. Denn in dieser Spannung stehen wir mehr oder minder alle, wenn wir dem Herrn wirklich zur Verfügung stehen wollen.

Es war im Anschluß an eine schwierige Vorstandssitzung. Da

haben wir gedacht: Am nächsten Tag können wir uns eigentlich einmal Ruhe gönnen. Und es war noch nicht ein halber Tag vergangen, da kam eine Gruppe von acht jungen amerikanischen Christen zu uns. Sie konnten kaum Deutsch, sie wollten bei uns eine Zeitlang in der Liegehalle im Garten schlafen und mußten nun ins Haus eingeführt werden. Sie mußten ihre Betten bekommen, ihre Bettwäsche und alles, was dazu gehört. Wir mußten uns auf sie einstellen, wir mußten mit ihnen ins Gespräch kommen. Sie waren von Amerika gekommen, um in Frankfurt auf mancherlei Plätzen, auf denen sich Hippies aufhalten, ihr Zeugnis von Jesus zu geben. So konnten wir nicht sagen: „Es tut uns leid, wir hatten gestern solch eine schwierige und recht lange Vorstandssitzung. Morgen haben wir Zeit für euch.“ Wir mußten einfach ganz neu für sie da sein.

So stehe ich auch bei anderen Gelegenheiten da und sage zum Herrn: „Ich kann eigentlich nicht! Eigentlich müßte ich pausieren. Doch es geht ja nicht.“ — Wie soll ich mich in solchem Fall verhalten? Traue ich es dem Herrn zu, das Wenige zu segnen, damit ich doch wieder habe zum Austeilen? Oder tue ich es nicht? Ich weiß, daß ich so manches Mal versagt habe und mich vor dem Herrn beugen mußte. Aber ich weiß es auch, daß der Herr so vielfach weitergeholfen hat.

„Obgleich die Hitze kommt . . .“

Noch ein letztes Zeugnis. Es hatte sich so gefügt, daß ich während der Ferienzeit allein im Missionshaus sein mußte. Ich hatte bei mir gedacht — so wie man es menschlich überlegt —: Du trägst nun allein die Verantwortung. Dabei weißt du gar nicht, was alles so eintreten kann. In der Stille am Morgen sagte ich zum Herrn: „Herr, für diese drei vor mir liegenden Wochen gib mir ein besonderes Wort.“ In der

Bibellese, die ich benutze, stand an jenem Morgen das Wort aus Jeremia 17, 7. 8: „Gesegnet ist der Mann, der sich auf den Herrn verläßt . . . Der ist wie ein Baum, am Wasser gepflanzt, der seine Wurzeln zum Bach hinstreckt. Denn obgleich die Hitze kommt, fürchtet er sich doch nicht.“ Ein schönes Wort! Wir wollen uns ja alle auf den Herrn verlassen. Aber wirklich alles Menschliche loslassen, ist oft ein weiter Weg! Nun, an diesem Morgen habe ich dem Herrn gedankt, ich wollte ja seinen Segen, ich wollte ja einem Baume gleichen, der seine Wurzeln zum frischen Quellwasser ausstreckt.

Und als ich in den Tag hineinging, dauerte es gar nicht lange, da kam schon „Hitze“. Da bekamen wir einen Brief, der uns noch in der Folgezeit lange beschäftigte. Und eine Stunde später hörte ich, daß eine der jungen Amerikanerinnen, die früher spiritistisches Medium gewesen war, krank bei uns darniederlag. Sie konnte nicht mit nach Frankfurt hinausziehen und von Jesus weitersagen. Mit diesen beiden Geschehnissen blieb ich nun zurück. Ich dachte an die Morgenstille: „Herr, du hast mir nicht von ungefähr das Wort gegeben: Gesegnet ist der, der sich auf dich verläßt.“ Nun aber mußte ich die Angst und das Zagen wirklich vor ihm loslassen. Beides durfte ich nicht festhalten. In diesen drei Wochen hat der Herr noch durch manch anderes, auch durch schwere gesundheitliche Zeiten geführt. Es folgen nicht unbedingt leichte Wochen, wenn der Herr uns sein Wort gibt. Es ist nicht immer nur ein „schönes, freudiges“ Erleben, es geht oft durch Tiefen. Aber in dem allem brauchen wir uns nicht zu fürchten, weil das Wenige, das wir haben, vom Herrn gesegnet wird. Von ihm allein wird viel daraus gemacht.

Christel Sojka
Weltweiter Evangelisations-Kreuzzug

EVANGELIKALE MISSIONEN

Das Wort „evangelikal“ hat sich aus dem amerikanisch-englischen Sprachbereich nunmehr auch im deutschen Raum eingebürgert. Es wird gebraucht zur Kennzeichnung von Christen, Gruppen und Missionen, die pietistisch-erwecklich geprägt sind. Die folgenden biblischen Zentralanliegen werden besonders betont: persönliche Gemeinschaft mit Christus durch Bekehrung und Wiedergeburt, Heiligung, Bindung an die Bibel als das vollgültige, untrügliche Wort Gottes, Bekenntnis zu Jesus Christus, dem ewigen Gottessohn und fleischgewordenen Wort Gottes, Sammlung der Gläubigen, Erfüllung des evangelistisch-missionarischen Auftrags, Erwartung der baldigen Wiederkunft des Herrn.

Die evangelikalen Missionen in Deutschland, zu denen etwa 650 aktive Missionare in allen Kontinenten gehören, haben sich 1969 zur „Konferenz Evangelikaler Missionen“ (KEM) zusammengeschlossen. Auf ihrer Jahrestagung vom 17.—19. 2. 1972 haben sie hinsichtlich der sie bindenden theologisch-biblischen Grundlagen — in Abgrenzung gegen gefährliche Tendenzen und Entwicklungen in der „Ökumene“ — die folgende EntschlieÙung gefaÙt:

1. Ihrer Verbundenheit mit der Deutschen Evangelischen Allianz entsprechend verpflichten sich die evangelikalen Missionen auch weiterhin auf die Glaubensgrundlage (Basis) der Evangelischen Allianz in Deutschland. Sie verzichten auf die Formulierung einer eigenen Glaubensgrundlage.
2. Im Blick auf ihr Verständnis von Mission in der heutigen Zeit machen sich die evangelikalen Missionen vollinhaltlich die „Frankfurter Erklärung zur Grundlagenkrise der Mission“ zu eigen, unter der Voraussetzung, daß in ihrem

Kreis verschiedene Verständnisse von Kirche und Sakrament vertreten sind und daß die Zustimmung zur Frankfurter Erklärung nicht eine Festlegung auf eines dieser verschiedenen Verständnisse bedeutet.

Der letztere Satz ist in Verbindung mit der Tatsache zu sehen, daß die „Frankfurter Erklärung“ in ihren Aussagen über Kirche und Sakrament von der lutherischen theologischen Tradition bestimmt ist, die mit der biblischen Erkenntnis freikirchlicher Kreise nicht in allem übereinstimmt.

Unbeschadet dieser offen zugegebenen Verschiedenartigkeit hat sich aber die geistliche Gemeinschaft der evangelikalen Missionen vertieft. Ein Ausdruck dafür sind die evangelikalen Missionarskurse, in denen sich in den letzten fünf Jahren an verschiedenen Orten etwa 500 Missionare zur Klärung der biblisch-missionarischen Grundsatzfragen, zur Mitteilung ihrer praktischen Erfahrungen und Probleme und zu brüderlich-seelsorgerlichem Austausch zusammengefunden haben. Ein Theologischer Beirat beschäftigt sich mit den im Missionsbereich vorliegenden Themen. Die evangelikalen Missionen in Deutschland fragen auch, wo und wie sie im sozial-diakonischen Bereich zur Liebe aus dem Glauben gerufen und gefordert sind. Sie bejahen die sich weltweit vollziehende engere Sammlung der evangelikalen Kräfte und suchen mit ihr Austausch und Kontakte.

Noch gehören eine Reihe von evangelikalen Missionsgesellschaften dem Deutschen Evangelischen Missions-Tag an (DEMT). Es hat sich aber herausgestellt, daß dort die volle geistliche, brüderliche Gemeinschaft mit allen Teilnehmern nicht mehr möglich ist. Der DEMT kann nur noch verstanden werden als ein Angebot des Gesprächs und der Information. Er bietet die Möglichkeit zur Zusammenarbeit in manchen wirtschaftlichen und andern praktischen Fragen.

Die evangelikalen Missionen bleiben erstrangig beim Zeugnis

von der Errettung der sündigen Menschen durch die Heilstat Christi. Soziale und mitmenschliche Verantwortung — so wichtig ihre Betonung und Praktizierung ist — darf diese für Leben und Sterben, für Zeit und Ewigkeit aller Menschen entscheidende Botschaft nicht verdunkeln und zurückdrängen. Ihr sind wir verpflichtet, sie muß begleitet werden von den Zeichen der dienenden und helfenden Liebe. Sie ist uns eilig und dringlich aufgetragen — in der Erwartung der nahen Wiederkunft unseres Herrn.

Arno Pagel

Liste der in der Konferenz Evangelikaler Missionen in Deutschland vertretenen Missionsgesellschaften

Name	Gründungs- jahr	Missions- zeitschrift	Arbeits- gebiete	Zahl der Missionare
1. Allianz-Mission-Barmen e. V. 5600 Wuppertal 11 (Vohwinkel) Falkenhaynstraße 11	1889	„Missionsbote“	Japan Brasilien Afrika (Tansania)	22 18 2
2. Außenmission des Bundes Ev.-Freik. Gemeinden in Deutschland K. d. ö. R. 2000 Hamburg 74, Rennbahnstr. 107a	1894	BBB-Berichte	Kamerun Sierra Leone Argentinien Brasilien	42 9 2 8
3. Chrischona-Mission in Äthiopien 7850 Lörrach Salzertstr. 1	1960	Grüsse aus Äthiopien	Äthiopien	10
4. Christoffel-Blinde mission im Orient e. V. 6140 Bensheim-Schönberg Nibelungenstraße 124	1908	„Bericht“	Iran Afghanistan Äthiopien Kenia	8 4 4 1

Name	Gründungs- jahr	Missions- zeitschrift	Arbeits- gebiete	Zahl der Missionare
5. Deutsche Indianer Pionier Mission e. V. 7419 Lonsingen Lindenstraße 195	1962	„Werdet meine Zeugen“	Brasilien Paraguay	14 6
6. Deutsche Missionsgemeinschaft e. V. 6920 Sinshelm Buchenauehof	1951	Missions-Berichte	Afrika Süd-Amerika Kanada Asien Europa	26 23 2 12 21
7. Deutscher Frauen-Missionsbund Gebetsbund Arbeitsgruppe West e. V. 4830 Gütersloh Siegfriedstraße 19	1898/99	Missions-Rundbrief	Formosa Ceylon Libanon Hongkong Tansania	1 2 2 1 1
8. Dorothea-Mission e. V. 3569 Dernbach über Gladenbach	1942	Rundbriefe	Süd-Afrika	3
9. Evangelische Karmelmission 7060 Schorndorf Schlichtenerstr. 61	1904	„Palästina“	In allen arabischen Ländern des Nahen Ostens	43

Name	Gründungs- jahr	Missions- zeitschrift	Arbeits- gebiete	Zahl der Missionare
10. Evangelische Mission im Tschad Deutscher Zweig e. V. 7055 Stetten i. R. Gartenstraße 25	1959	Rundbrief Informationszeit- schrift	Tschad	10
11. Evangeliums-Rundfunk 6330 Wetzlar Berliner Ring 62	1959	Evangeliums- Rundfunk (Programm)	Deutschland (Funk- haus) Monaco Niederl. Antillen	98 2 2
12. Gnadauer Brasilien-Mission e. V. 7306 Denkendorf Postfach 1163	1927	Missionsnachrichten	Brasilien	12
13. Licht im Osten, Missionsbund 7015 Korntal Kullenstraße 1	1920	„Dein Reich komme“	Europa	5
14. Liebentzeller Mission GmbH 7263 Bad Liebentzell Postfach 21	1899	„Die Inseln rufen“	Japan Formosa Südsee Kanada	32 7 56 2

Name	Gründungs- jahr	Missions- zeitschrift	Arbeits- gebiete	Zahl der Missionare
15. Marburger Brasilienmission 3550 Marburg/Lahn Friedrich-Naumann-Straße 15	1932	Brasilienbrief	Brasilien dto.	20 16
16. Marburger Mission GmbH 3550 Marburg/Lahn Postfach 600 (Stresemannstraße 22)	1929	„Was draußen geschichte“ „Für junge Missionsfreunde“	Japan Formosa Thailand Uganda	7 12 23 2
17. Mennonitische Heimatmission e. V. 8062 Eichstock Post Markt Indersdorf	1969	Informationsbriefe	BRD (Bayern)	4
18. Mission für Süd-Ost-Europa e. V. 5930 Hüttental-Geisweid Wiesenstraße 39—41	1903	„In Jesu Dienst“	Deutschland Österreich Griechenland	27 8 4
19. Missionshaus Bibelschule Wiedenest 5275 Bergneustadt 2 Olper-Straße 10	1905	„Offene Türen“	Asien Afrika Süd-Amerika Europa	32 46 16 18
20. Missionshilfe e. V. 4920 Lemgo Postfach 506	1969	MHL-Nachrichten	Mittel- und Südamerika Philippinen	4 2

Name	Gründungs- jahr	Missions- zeitschrift	Arbeits- gebiete	Zahl der Missionare
21. Missionsmannschaft Rotes Meer e. V. 7990 Friedrichshafen 12 Ziegelstraße 11	1951	Nachrichtenbriefe	Äthiopien Yemen	6 4
22. Neukirchener Mission e. V. 4133 Neukirchen-Vluyn Postfach 212	1878	„Missionsbote aus Neukirchen“	Peru Indonesien Kenia, Tansania	4 4 13
23. Überseeische Missionsgemeinschaft e. V. Deutscher Zweig 5900 Siegen Gustav-von-Mevissen-Straße 35	1865	„Ost-Asiens Millionen“	Thailand Philippinen Taiwan Japan Singapore	7 7 5 2 1
24. Vereinigte Deutsche Missionshilfe e. V. 7016 Gerlingen Postfach 93	1961	„Vor dir — eine offene Tür“	Südafrika, Tansania, Tschad Bolivien, Kolumbien Deutschland	21
25. Weltweiter Evangelisations-Kreuz- zug e. V. 6239 Vockenhäusen Missionshaus	1959	„Weltweit“	Asien Afrika Süd-Amerika England Deutschland	26 11 8 1 2

Übersicht über die bekanntesten Radiomissionen

Name	Standort und Trägerorganisation	Sendgebiete
H C J B The Voice of the Andes	Quito / Ecuador World Radio Missionary Fellowship	Mittel- und Südamerika; Sendungen für Europa und den Nahen Osten u. a.
T W R Trans World Radio	Bonaire / Niederländische Antillen	Mittel- und Südamerika; Sendungen für Europa und den Nahen Osten u. a.
T W R Trans World Radio	Monte Carlo / Monaco über Radio Monte Carlo	Europa, Nordafrika und Naher Osten
E L W A „Eternal Love Winning Africa“	Monrovia / Liberia Sudan Interior Mission	Zentralafrika, West- und Ostafrika u. a.
E T L F Radio Voice of the Gospel (VOG)	Addis Abeba / Äthiopien Lutherischer Weltbund	Ostafrika, Naher Osten, Indien u. a.
D Z A S Call of the Orient	Manila / Philippinen Far East Broadcasting Company	Asien, auch chinesisches Festland, Ozeanien u. a.

Außerordentliche Mitglieder

Name	
1. Aktion: In jedes Haus e. V. 1000 Berlin 41 Albstraße 4	5. Operation Mobilisation B - 1930 Zaventem Fabriekstraße 63 (Fabriekstraat)
2. Diakonissenmutterhaus Aidlingen 7031 Aidlingen	6. Wycliff-Bibelübersetzer 5909 Burbach-Holzhausen Siegstr. 1
3. Evangelize China Fellowship ECF Inc. von Pastor Dr. Andrew Gih für West-Deutschland und Berlin: 7251 Gebersheim bei Leconberg Pfarrhaus (Pastor P. Tröster)	7. Bibelschule Bergstrasse 6101 Seheim a. d. Bergstr. Postfach 9
4. Inter-Mission e. V. 3000 Hannover 1 An der Bismarckschule 6 B Postfach 3044	8. Bibelschule Brake 4920 Lemgo-Brake Postfach 3144

In der TELOS-Taschenbuchreihe erscheinen folgende Titel

- | | | | | | |
|----|--|----|--|------|---|
| 2 | Dale Rhoton
Die Logik des Glaubens | 28 | Klaus Vollmer
Chance und Krise des Lebens | 54 | Jörg Erb
Missionsgestalten |
| 3 | Schmidt-König
Gib acht auf diesen hellen Schein | 29 | Billy Graham
Allein in der Masse | 56 | Peter Beyerhaus
Bangkok '73 |
| 4 | Anna Lawton
Frauen dienen Christus | 30 | George Verwer
Konfrontiere Menschen mit Christus | 57 | Bill Bright
Die letzte Revolution |
| 5 | MacDonald
Wahre Jüngerschaft | 31 | Hellmuth Frey
Zusammenschluß der Kirchen | 58 | Edith Willies-Nanz
Película |
| 6 | Ernst Modersohn
Sieghaftes Leben | 32 | Wolfgang Heiner
Botschafter Gottes, Bd. 1 | 59 | Siegfried Wild
Damit die Richtung stimmt |
| 7 | John Meldau
Der Messias in beiden Testamenten | 33 | Wolfgang Heiner
Botschafter Gottes, Bd. 2 | | |
| 8 | Jörg Erb
Nichts kann uns scheiden | 35 | Heinrich Jochums
Heilsgewißheit | | |
| 9 | Otto Riecker
Ruf aus Indonesien | 36 | Gertrud Volkmar
Vom Glücklichwerden und Glücklichmachen | | |
| 10 | Anton Schulte
Es gibt einen Weg zu Gott | 37 | Liesbeth Schrader
Ein Volk, das im Finstern saß | | TELOS-Kindertaschenbücher |
| 11 | Konrad Zeller
Dorothea Trudel von Männedorf | 38 | Wilhelm Steinhilber
Eine, die nie den Mut verlor | 3001 | Anny Wienbruch
Brigitte und die Wunderkiste |
| 12 | Watchman Nee
Geistliche Realität oder Wahnvorstellung | 39 | Heinrich Kemner
Wir wählen die Hoffnung | 3003 | J. Mintoft
Seltsame Fracht |
| 13 | Watchman Nee
Der normale Mitarbeiter | 40 | Wilhelm Gottwaldt
Fehler in der Bibel? | 3004 | Ruth Frey
Das heilende Messer |
| 14 | Watchman Nee
Sitze, wandle, stehe | 41 | Alfred Lechler
Ein Arzt gibt Lebenshilfe | 3005 | Ruth Frey
Hör mal, Tante Ruth |
| 15 | Baily, Faith Cox
Auch sie wurden frei | 42 | Lieselotte Breuer
Jesus – im Detail erlebt | 3006 | Hedwig Andrae
Ein königlich Kind |
| 17 | Elisabeth Seiler
Berufen und geführt | 43 | Jörg Erb
Dichter und Sänger des Kirchenliedes, Bd. 1 | 3007 | Hildegard Krug
Die Leuchtraketchen |
| 18 | Elisabeth Seiler
Tut seine Wunder kund | 44 | Jörg Erb
Dichter und Sänger des Kirchenliedes, Bd. 2 | 3008 | Anton Schulte
Heinz und Elke Gutermit |
| 19 | Elisabeth Seiler
Wunderbar sind seine Wege | 45 | James Adair
Fixer finden Jesus | 3009 | Anton Schulte
Familie Gutermit |
| 20 | Wilhelm Gottwaldt
Wissenschaft contra Bibel? | 46 | J. Oswald Sanders
Geborgenheit u. Wagnis | 3010 | Anton Schulte
Bei Gutermit's ist immer was los |
| 21 | Wolfgang Heiner
Fragen der Jugend | 47 | Otto Riecker
Mission oder Tod | | Miss. TELOS-
Sonderausgabe |
| 22 | MacDonald
Gottes Antwort auf Fragen des Menschen | 48 | Heinz-Jochen Schmidt
Hilfe in Glaubensnöten | | S 800 Das kleine
weiße Buch |
| 23 | Hans Pförtner
Sieg über den Alltag | 49 | W. Ian Thomas
Tote können nicht sterben | | S 801 Billy Graham
Stunde der
Entscheidung |
| 24 | Wilhelm Steinhilber
Einer von den Siebzig | 50 | Michael Green
Es komme mir keiner mit Tatsachen | | |
| 25 | W. Ian Thomas
Christus in euch – Dynamik des Lebens | 52 | Karl Weber
Klarer Kurs in wirrer Zeit | | |
| 26 | Karl-H. Bormuth
Alte Gebote und neue Moral | 53 | Heinrich Kemner
Erlebtes und Erfahrenes | | |
| 27 | George Verwer
Jesus praktisch erleben | | | | |

In der TELOS-Paperbackreihe erscheinen folgende Titel

- | | | | | |
|------|--|------|--|---|
| 1001 | Oswald Smith
Sieg des Gebets | 1023 | Oswald Smith
Ausrüstung mit Kraft | TELOS-Großdruck-Paperbad |
| 1002 | Wilhelm Busch
Gottes Auserwählte | 1024 | Erich Schnepel
Das Werk Jesu in uns
und durch uns | 2001 Ludwig Hofacker
Unter Gottes Schild |
| 1003 | Douglas Hall
Fackel für die Welt | 1025 | Immanuel Sücker
Weltraum, Mensch
und Glaube | TELOS- |
| 1004 | Wilder-Smith
Ist das ein Gott der
Liebe? | 1026 | Anny Wienbruch
Im Schatten der Zaren | Wissenschaftliche Reihe |
| 1005 | Fritz Hubmer
Im Horizont leuchtet
der Tag | 1027 | Watchman Nee
Zwölf Körbe voll, Bd. 2 | 4001 Wilder-Smith
Die Erschaffung des
Lebens |
| 1006 | Anny Wienbruch
Alle Geschichten der
fröhlichen Familie | 1029 | Werner Krause
Freuet euch allewege | 4002 Wilder-Smith
Herkunft und Zukunft
des Menschen |
| 1007 | Winterfeld-Platen
Und nicht müde
werden | 1030 | Hel. Good Brenneman
Und doch nicht
vergessen | 4003 Wilder-Smith
Gott: Sein oder
Nichtsein? |
| 1008 | Fritz Hubmer
Weltreich und Gottes-
reich | 1031 | Anny Wienbruch
Unter dem roten
Sonnenschirm | |
| 1009 | Elli Kühne
Kraft für zwei | 1032 | Helmut Ludwig
Die Welt horcht auf | |
| 1010 | Erich Wilken
Auf den Spuren bibli-
schen Geschehens | 1033 | E. J. Christoffel
Aus der Werkstatt
eines Missionärs | TELOS-Jugendbücher |
| 1011 | Otto Riecker
Herausforderung an
die Gemeinde | 1034 | Ruth Dobschiner
Zum Leben erwählt | 3501 Heinz Schäfer
Die doppelte Mut-
probe |
| 1012 | Watchman Nee
Freiheit für den Geist | 1035 | G. R. Brinke
Jenseitiges und
Zukünftiges | 3502 Bernard Palmer
Ted und Terri und der
listige Trapper |
| 1013 | Anny Wienbruch
Der Leibarzt des Zaren | 1036 | Elli Kühne
Da bewegte sich die
Stätte | 3503 Bernard Palmer
Ted und Terri und der
verrückte Trompeter |
| 1014 | Watchman Nee
Zwölf Körbe voll, Bd. 1 | 1037 | Fritz May
Tatort Erde | 3504 Bernard Palmer
Gefährliche Augen im
Dschungel |
| 1015 | Fritz May
Die Drogengesellschaft | 1038 | Michael Bordeaux
Aida von Leningrad | 3505 Esther Secretan
Im shop-ville
find es an |
| 1016 | Norbert Fehringer
Thema: Frömmigkeit | 1039 | Alfred Christlieb
Ich freue mich über
dein Wort | |
| 1017 | Fritz May
Der verfälschte Jesus | 1041 | Lon Woddrum
Liebe hofft immer
alles | |
| 1018 | Ernst Modersohn
Die Frauen des Alten
Testaments | 1042 | Horst Marquardt
Die Sprache der
Gräber | |
| 1019 | Ernst Modersohn
Die Frauen des Neuen
Testaments | 1043 | Werner Krause
Meine Brüder –
die Indianer | TELOS-Geschenkbände |
| 1021 | Ruth Frey
Arbeit unter Kindern | | | 2101 Anny Wienbruch
Das Geheimnis um
Zar Alexander |
| 1022 | Oswald Smith
Glühende Retterliebe | | | |

Arno Pagel

Dieses Buch entstand aufgrund einer Anregung der „Konferenz Evangelikalischer Missionen“. Es ist die Fortsetzung von „Kein Weg ist zu weit“.

Das Bild der Welt heute ist vordergründig verworrener und hoffnungsloser als je zuvor. Doch über diese Welt geht auch heute der erbarmende Blick des Herrn Jesus, der uns zuruft: „Sehet in das Feld, denn es ist weiß zur Ernte.“

Missionare aus verschiedenen Missionsgesellschaften berichten, wie der lebendige Gott durch seine Boten helfend und rettend am Werk ist. Ihre Berichte spiegeln zugleich die ganze Vielfalt heutiger Mission.

„Sehet in das Feld!“ Das macht Mut; das schärft die Verantwortung zur Fürbitte, zum Opfer und zum Zeugnis; das weckt und stärkt die Hoffnung.